Hans Krag

Die Frauen von Gadow

Dr. Hans Krag ist Vorstandsmitglied und Schatzmeister des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Die Dorfkirche Gadow (Ostprignitz-Ruppin), Foto: Hans Krag

Es war einmal ein Dorf in der Prignitz...“, so könnte später einmal ein Märchen beginnen, „...das hatte nur noch 225 Einwohner, aber eine Kirche für 600.“

Die Dorfkirche, um die es hier geht, wurde von Architekten aus der Stüler-Schule 1863 erbaut. Wertvolle Baumaterialien hatte man damals zum Teil von weither geholt; der Schiefer für das Dach kam sogar aus Wales. 1945 begannen die Probleme: Die bei einer Bombenexplosion zerstörten Fenster konnten 1952 zwar neu verglast werden, und später erhielt die Kirche auch eine gebrauchte Lütkemüller-Orgel aus Wittstock. Die Mangelwirtschaft der DDR ließ jedoch eine generelle Instandhaltung der riesigen Kirche nicht zu. Der Turm sollte nur erhalten werden, um als Feuerwachturm zu dienen. 1980 wurde das Kirchenschiff gesperrt, und als ein Blitz die Turmspitze zerstörte und die Schieferdeckung beschädigte, schien das Schicksal der Kirche besiegelt.

Auch nach der Wende fehlte der Gemeinde das Geld für die Rettung des nunmehr baufälligen Gebäudes. Die wertvolle Orgel war inzwischen ebenfalls betroffen und musste ausgebaut werden. Sie wurde dem Mecklenburgischen Orgelmuseum in Malchow als Leihgabe überlassen und dort restauriert. Der Rückkaufswert beträgt nun 10.000 Euro.

Soweit ist dies eine alltägliche Geschichte aus Brandenburg. Aber in Gadow gibt es einen Singkreis mit 17 Mitgliedern, 15 von ihnen sind Frauen – als einzige Männer wirken der Pfarrer und ein 91jähriger Sangesbruder im Chor mit. Und ausgerechnet der nahe bei Gadow in der Kyritz-Ruppiner Heide liegende Truppenübungsplatz der Bundeswehr veranlasste die Sängerinnen zu neuen Aktionen, die mittlerweile den ganzen Ort erfasst haben:

Demonstrationen der Bürgerinitiative „FREIe HEIDe“ gegen das „Bombodrom“ nehmen ihren Anfang immer in einer Kirche. Das lenkte den Blick der Frauen vom Singkreis auf ihr leerstehendes Gotteshaus. 2002 beschlossen sie, dass diese Kirche wieder für Gottesdienste und Veranstaltungen nutzbar gemacht werden müsse, und packten gleich an. Bis zur nächsten Demonstration wurde erst einmal der Schutt hinaus geschafft. Jedoch zog es so stark durch die längst wieder zerbrochenen Fenster, dass sogar Blumenvasen umfielen. Die Teilnehmer der Demonstration spendeten spontan 700 Euro, damit wenigstens einige Fenster notdürftig verglast werden konnten.

Die Initiative steckte an. 2003 stellte die Kommune 5.000 Euro für die Notsicherung von Dach und Mauerwerk zur Verfügung, eine Straßensammlung im Dorf als Test für die Unterstützung des Projekts erbrachte 1.900 Euro. Nun konnte man damit beginnen, unter der Orgelempore im Eigenbau eine Winterkirche einzurichten. Der Pfarrer begleitete das Vorhaben zunächst nur zögerlich. Er dachte an seine Verantwortung und die Einsturzgefahr – aus gutem Grund, denn im Nachbarort Königsberg musste deswegen gerade eine Kirche geschlossen werden.

Sicherheitshalber wurde eine Architektin hinzugezogen und auf ihren Rat hin entlockten die Frauen dem Pfarrer die Kirchenbücher und studierten sie gemeinsam. Eine Fundgrube! Die Namen der alten Familien des Dorfes tauchten wieder aus der Geschichte auf, und es fanden sich sogar detaillierte Materiallisten für den damaligen Bau. Diese Lektüre motivierte die Sängerinnen so sehr, dass

auch der Pfarrer von der Begeisterung angesteckt wurde und „mitzog“. Doch nach Vollendung der Winterkirche stockte die Entwicklung, denn nun wurde richtig Geld gebraucht für die Beseitigung all der Schäden: das marode Dach, bröselnder Mörtel im Mauerwerk, zerschlagene Fensterscheiben, große Wasserflecken an den inneren Wänden, Fäule im Gebälk...

2004 sprach die Architektin den Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg an, und bei einem ersten, recht ländlichen Treffen mit selbstgebackenem Kuchen in der warmen Gaststube des stillgelegten Gasthofes wurde das weitere Vorgehen besprochen. „Na, haben Sie das Geld gleich mitgebracht?“ wurden die Vertreter des Förderkreises von den Gastgeberinnen begrüßt. Das zwar nicht, aber der Förderkreis Alte Kirchen hatte Ideen mitgebracht. Im März 2004 wurde der „Förderverein Dorfkirche Gadow e.V.“ gegründet, mit allen Sängerinnen als Mitglieder und weiteren spontanen Beitritten aus dem Dorf. Nun ging es Schlag auf Schlag: Der Förderkreis Alte Kirchen vermittelte Studenten der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in Berlin. Diese fertigten als Diplomarbeit Bestandsaufnahmen, berechneten die Statik des Dachstuhls und erarbeiteten ein Holzschutzgutachten. Im gleichen Jahr erhielten die Gadower für ihr Sanierungskonzept vom Förderkreis Alte Kirchen ein „Startkapital für Kirchenfördervereine“ in Höhe von 2.500 Euro. Damit waren erste Mittel für einen Anfang in der Kasse, die Zweifler im Gemeindekirchenrat aber noch lange nicht überzeugt. „Das schafft ihr nie“, wurden die Frauen „ermutigt“. „Im übrigen ist diese Kirche immer noch gesperrt!“ Das war die herrschende Meinung, erwies sich aber schließlich als inkorrekt. Dennoch mussten die Frauen die Duldung durch einen Sitzstreik in der Kirche erzwingen.

2005 konnten im Kirchenschiff erste Konzerte und Theateraufführungen veranstaltet werden, nachdem waghalsige Gadower die losen Zierleisten von der morschen Holzdecke entfernt hatten. Mit Spendengeldern von Nachfahren nach Kanada ausgewanderter Dörfler konnte das erste Bleiglasfenster rekonstruiert werden. Ein weiterer Besucher aus Kanada half mit 2.000 Euro; eine Großmutter aus dem Dorf spendete zu ihrem 80. Geburtstag für drei kleine Turmfenster.

Doch es war offensichtlich, dass das Geldsammeln auf diese Weise einfach zu lange dauerte – es musste mehr geschehen. So trat dann auch die Landeskirche auf den Plan, mit Hilfe des Försters wurde Holz aus dem Kirchenwald identifiziert, geschlagen und verkauft. Im März 2007 war das Sanierungskonzept im Detail fertig. Die Architektin brachte alles in einen Bauplan mit definierten Bauabschnitten, so dass man wusste, was wann zu tun wäre und wie viel es kosten würde.

Der erste Bauabschnitt konnte beginnen: die Reparatur des Dachs und der Decke über der Orgelempore. Die ersten neuen Bleiglasfenster wurden eingebaut. Freunde und Familienangehörige spendeten, die Stiftung KiBa, der Förderkreis Alte Kirchen und der Landkreis Ostprignitz Ruppin halfen. Nun konnte jeder sehen, dass sich hier etwas bewegte – die beste Voraussetzung für die Einwerbung weiterer Spenden für den zweiten Bauabschnitt. Der Förderkreis Alte Kirchen bat um Spenden, aus dem Staatskirchenvertrag kamen Mittel, Kirchenkreis, Landkreis und schließlich auch die Stadt Wittstock trugen zur Finanzierung bei. Es wurden Mauern verfugt, das gesamte Dach mit Teerpappe abgedichtet und die schadhafte Holzdecke saniert.

Wieder war ein entscheidender Arbeitsabschnitt gemeistert worden. Aber kein Grund zum Ausruhen! Der Gadower Förderverein mit inzwischen dreißig Mitgliedern blieb rührig. Die Frauen sind mit viel Fantasie zur Stelle, wo auch immer sie für ihr großes Anliegen werben können; sie laden zu Kaffee und Kuchen bei Feiern wie zur Eröffnung einer Biogasanlage, beim Stadtfest in Wittstock oder beim Erntefest; veranstalten Singetreffs, Grillfeste vor der Kirche, „Paddeln für Kirchen“ auf der Dosse und organisieren Theateraufführungen – der Fantasie sind keine Grenzen gesetzt! Symbolisch werden die Einzelglasscheiben der großen Fenster verkauft.

Die Vereinsmitglieder treffen sich weiterhin regelmäßig, um Aktivitäten abzusprechen. Einbezogen werden alle, Pfarrer und Ehemänner eingeschlossen. Als die Sängerinnen den Preis des Förderkreises Alte Kirchen erhielten, blieb keine zurück. Sie kamen per gemietetem Bus, sangen zur Gitarrenbegleitung des Pfarrers ihre heimatlichen plattdeutschen Lieder und gewannen allseits Sympathie. Diese gute Stimmung verbreiten sie auch im Dorf – und das ist wohl auch ein Geheimnis ihrer Erfolge.

Aus dem Dorf sind inzwischen die jungen Leute fortgezogen, der Arbeit nach. Das Land wurde an eine Großagrargesellschaft verpachtet. In Gadow arbeiten nur noch wenige in der Landwirtschaft. Der Verein aber steckt die Leute mit Idealismus und Schwung an. Es ist Leben ins Dorf gekommen. 2013 wird die Kirche ihr 150-jähriges Jubiläum feiern; bis dahin möchte man alles fertig haben, auch das Dach soll dann wieder mit Schiefer gedeckt sein, was noch einmal 53.000 Euro kosten wird. Es muss also noch viel Geld beschafft werden, und danach heißt es Schulden tilgen.

Den Frauen von Gadow traut man zu, dass sie das schaffen. Wirklich ein Märchen? Nein, ein Ergebnis beharrlichen und engagierten Einsatzes.

Der Gadower Kirchenchor, Foto: Ute Mantey

Wolf-Rainer Marx

Der Wiederaufbau der Kirchenruine in Birkholz

Wolf-Rainer Marx, Informatiker, ist Mitglied im Vorstand des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Den auf dem Dorfanger gelegenen Kirchhof von Birkholz im Landkreis Barnim betritt der Besucher durch ein gotisches Spitzbogenportal in der aus Feldsteinen gefügten Friedhofsmauer. Die aus Feldsteinquadern gebauten Umfassungsmauern der Kirche waren vermutlich 1266 fertig gestellt; durch dendrochronologische Untersuchungen wurde festgestellt, dass die Eichen für den Chordachstuhl in diesem Jahr gefällt wurden. Turm und Schiff sind 9,5 Meter breit und jeweils 8 Meter lang. Der um einen Meter eingezogene Chor mit geradem Abschluss ist länger; nördlich wurde eine Sakristei angebaut, südlich eine Leichenhalle. An der Nordwand sieht man, dass die Kirche steinsichtig verputzt war. Zugemauerte länglich schmale und korbbogige Fenster mit Backstein-Umfassung und ebenfalls vermauerte Pforten an der Nord- und Südwand des Schiffes berichten von der wechselvollen Baugeschichte. Heute haben Schiff, Chor und Anbauten neugotische Fenster. Der Eingang ist ein sorgfältig gearbeitetes spitzbogiges Portal am Westgiebel, das von Putzquadern flankiert wird, die auf einen klassizistischen Umbau hinweisen. Außerdem besitzt der Südanbau eine spitzbogige Pforte.

Keiner, der die Kirche zum ersten Mal sieht, würde sie so beschreiben. Er sieht eine turmlose Kirche mit langem Schiff, dem das Dach fehlt und fragt: Was ist geschehen?

Der Turm von 1829, der mit einer Höhe von 42 Metern das Dorfbild prägte, überstand den Zweiten Weltkrieg fast ohne Schaden. Ende der fünfziger Jahre schien er baufällig zu werden und wurde eingerüstet. 1963 wurde das nicht benutzte Gerüst abgebaut und die Dorfstraße in Höhe der Kirche sowie Teile des Friedhofes gesperrt. Grundlos, wie die Dorfbewohner meinten? Jedenfalls haben sich bis 1972 keine Steine gelöst.

In jenem Jahr wurde der Turm gesprengt. Der akribisch gesammelte Schriftverkehr zeigt es: Zuerst ging es um den sich weiter neigenden Turmhelm. Dann kam das Glockengeschoss ins Spiel; das morsche Glockengerüst drücke es auseinander. Der nahe liegende Gedanke, nur die Glocken herauszunehmen, findet sich in den Unterlagen nicht. Am 19.10.1972 wurden die Sprenglöcher noch tiefer als ursprünglich vorgesehen, in Traufhöhe des Kirchenschiffes, angebracht. Einige Lagen Dachziegel wurden abgenommen, mehr Vorsorge schien nicht notwendig. Die Proteste der Bevölkerung waren vergebens gewesen, eine Abordnung im Konsistorium nicht einmal empfangen worden. Als sich nach der Sprengung der Staub verzogen hatte, war der Turm bis auf die Höhe der teilweise zerstörten Seitenmauern ein Schuttberg und das fünfhundert Jahre alte Kreuzrippengewölbe des Schiffes zerstört. Nur das „morsche" Glockengerüst ragte heraus.

Die drei Glocken wurden abgenommen, die Kirche gesperrt, der Schutt nicht einmal weggeräumt. Was nicht zerstört war, verschwand nach und nach: Orgel, Empore, Altarbild, Altarumfassung, Kanzel, Kronleuchter, Fenster, Tauftisch, Türen, Gedenktafel für die Kriegsgefallenen, der Terrakottafußboden. Von diesem Tag an zahlte niemand im Dorf mehr Kirchensteuern.

Nach 1989 ließ das Kirchliche Bauamt (unterstützt mit 100.000 Mark von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz) die Ruine vom Schutt befreien, den Außenputz entfernen, Chor und Schiff durch eine Glaswand trennen, die Gewölbebögen sichern, die Schäden an den Seitenmauern ausbessern und die Mauerkronen befestigen. Die Kirche sah nun aus, als habe sie ein besonders langes Schiff, obwohl ja genau das Gegenteil der Fall war. 1992 konnte im Chor wieder Weihnachtsgottesdienst gefeiert werden. Die Ruine war gesichert, sogar zu nutzen und so sollte es bleiben. Aber 1997 ging Edith Köhler von Haus zu Haus und sammelte. Dann gab sie dem Pfarrer 1500 Mark und sagte, nun solle die Kirche wieder aufgebaut werden. Wer Geld hat, kann Geld beantragen. Der Kirchenkreis, die Stadt Bernau, der Förderkreis Alte Kirchen beteiligten sich. Es fanden sich freiwillige Helfer und ABM-Kräfte. Das Portal der Friedhofsmauer wurde restauriert. Und man arbeitete so sparsam, dass sogar

Dorfkirche Birkholz (Barnim) kurz vor der Sprengung 1972, Repro

Dorfkirche Birkholz 2009, Foto: Bernd Janowski

Geld übrig blieb – genau 1500 Mark. Also konnten im nächsten Jahr neue Mittel akquiriert und die gesamte Friedhofsmauer instand gesetzt werden. Wieder blieb Geld übrig – 1500 Mark. Das war der Grundstock, um Putz und Wandmalerei im Chorraum restaurieren zu lassen.

Die Sache bekam Schwung. Schafft man es, das Schiff zu überdachen? 1999 fuhr ein bis dahin unbekannter älterer Herr durch den Barnim und suchte Kirchen, denen er insgesamt 7000 Mark zukommen lassen wollte. Er kam auch zum Vertreter von Birkholz im Gemeindekirchenrat von Schwanebeck, dem Birkholz angegliedert war. Hubert Heinrich war so überzeugend, dass er die gesamte Summe für Birkholz und das Dach bekam. Wieder begann das Wunder der Geldvermehrung. Man entschied sich für ein flaches, von außen nicht sichtbares Glasdach. Aber nun waren auch die 1500 Mark aufgebraucht.

2002 bekamen alle Birkholzer ein Formular, auf dem sie ankreuzen sollten, was vordringlich im Dorf zu tun und deshalb in den Dorferneuerungsplan aufzunehmen sei. Auf Platz 1: Die Kirche. Daraufhin wurde der Förderverein Dorfkirche Birkholz e.V. gegründet, er hat jetzt vierzig Mitglieder. 2003 war er einer der Gewinner des vom Förderkreis Alte Kirchen ausgeschriebenen „Startkapitals für Kirchenfördervereine“. Zahlreiche weitere Arbeiten konnten in den letzten Jahren ausgeführt werden, viele davon durch Eigenleistungen. Das Schiff erhielt einen Steinfußboden, die Gruft mit dem Heizungskeller wurde saniert, ein neuer Tauftisch aufgestellt, die offenen Fugen der Außenmauern geschlossen. Sommerkonzerte und Ausstellungen beleben die Kirche und ihr Umfeld.

1992 waren 24 Birkholzer bereit, wieder Kirchenmitglied zu werden, jetzt sind es 37 – bei 260 Einwohnern. Zum ersten Mal hat Birkholz einen eigenen Gemeindekirchenrat.

Jürgen Löffler, der neben der Kirche wohnt, arbeitete an der Technischen Fachhochschule Berlin und konnte den Fachbereich Architektur für das Baudenkmal interessieren. 2004 entstand eine umfassende Bauaufnahme, 2006 die Forschungsarbeit „Entwicklung einer Planungsstrategie am Beispiel der Rekonstruktion der Kirchenruine in Birkholz“. Die Studenten übernachteten im Dorf, sie wurden von früh bis abends verpflegt und anschließend wurde am Grill gefeiert. Die entstandenen Arbeiten bilden jetzt die Grundlage für den weiteren Aufbau des Kirchengebäudes.

Wo blieben die Ausstattungsstücke? Die Taufschale und zwei Leuchter hatte eine Dorfbewohnerin vor der Sprengung sichergestellt und sie zurückgegeben. Das Turmkreuz, von einem Altstoffsammler bereits zersägt, wurde restauriert, neu vergoldet und hinter dem Altartisch aufgestellt. 2004 wurden in einem Abstellraum der Kirche im benachbarten Blumberg drei von ursprünglich vier Kanzeltafeln gefunden. Die geschnitzten Darstellungen der Evangelisten entstanden 1681. Die Tafeln wurden restauriert, woran sich auch der Förderkreis Alte Kirchen finanziell beteiligte. Seit dem 2. Advent 2008 können sie dort, wo die Kanzel stand, wieder bewundert werden.

Historische Ansicht des Innenraums, Repro

Blick vom Chorraum in das Kirchenschiff, Foto Bernd Janowski

Nächste Etappe: Die Empore wieder aufbauen und den Turmbogen festigen, damit das darunter stehende Schutz-Gerüst entfernt werden kann. Das ist überschaubar und zu schaffen, auch wenn die jetzt vorhandenen Mittel noch nicht ausreichen.

Endgültiges Ziel ist es, den Kirchturm in der Version von 1829 wieder aufzubauen. Wer zum ersten Mal vor der Kirche steht, schüttelt den Kopf. Wer das Dorf kennt, weiß, dass die Birkholzer es schaffen können.

Dietmar Kraußer, Martina Schmidt

Vom Tagebau verschont...

Die Gutskapelle Reuden

Dietmar Kraußer und Martina Schmidt, Pfarrerin, sind Vorstandsmitglieder des Fördervereins Gutskapelle Reuden e.V.

Gutskapelle Reuden (Oberspreewald-Lausitz), Zeichnung von D. Kraußer

Am 28. Mai 1728 brachte der Schäfermeister Paul Wolff seinen zwei Tage alten Sohn Paul zur Taufe. Unter den Paten waren der Maurerpolier Adam Temnitz und der Maurergesell Christoph Horstmann aus Dresden, die damals an der Gutskapelle in Reuden bei Calau arbeiteten, vermerkt das Kirchenbuch.

Seit ihrer Einweihung 1729, anlässlich derer der damalige Gustsbesitzer und Patron Otto Bernhard Borgke zwei Leuchter mit seinem Wappen stiftete, hat die Gutskapelle wechselvolle Zeiten erlebt. Im zwanzigsten Jahrhundert schien ihr Schicksal besiegelt. Seit den 70er Jahren lag Reuden (Landkreis Oberspreewald-Lausitz) im Bergbauschutzgebiet, sollte der Braunkohle wegen abgebaggert werden, und das bedeutete, dass außer Notreparaturen in kleinstem Umfang nichts mehr zum Erhalt der Kapelle getan werden konnte. Das Bauwerk verfiel immer mehr und schließlich fragte sogar Mitte der achtziger Jahren jemand an, ob er nicht das Dach abdecken und die Dachsteine erwerben könnte, die Kirche würde doch sowieso bald abgerissen. Das allerdings ist nicht geschehen, sie wurde nicht abgerissen, sondern im Gegenteil wieder aufgebaut.

Im Vorfeld dieses Wiederaufbaus waren viele, nicht nur finanzielle Hürden zu überwinden. So kam der Antrag des Gemeindekirchenrats, die Gutskapelle in kirchliches Eigentum zu übernehmen, nicht einmal über den Kreiskirchenrat hinaus; aber es wurde uns nahegelegt, einen Förderverein zu gründen. Am 28. Januar 1997 trafen sich an der Gutskapelle Interessierte zur Vereinsgründung und schrieben als Ziel in die Satzung, die Gutskapelle Reuden wiederherzustellen und zu erhalten, sowie ihre öffentliche Nutzung zu fördern: als Ort der Begegnung, als Gottesdienststätte, als Raum für Kulturveranstaltungen und als Zeugnis für den Einfluss des sächsischen Barock in der Niederlausitz.

Die Sanierung, vorbereitet und mit viel Engagement begleitet von dem Architekten Uwe Burckhardt, hat sich über 8 Jahre erstreckt. 2007 haben wir das zehnjährige Bestehen und Wirken des Vereins mit einer kleinen Tagung begangen. Die Arbeit hat sich gelohnt. Mit eigenem Einsatz und finanzieller Unterstützung von Bund und Land, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Kommune, vielen ungenannten Spendern und den Künstlern, die Benefizkonzerte gegeben haben, ist ein Kleinod der Architektur gerettet worden.

Es war von Anfang an ein wichtiges Anliegen des Vereins, die Öffentlichkeit für das Gebäude zu interessieren. Noch vor der Baustelleneinrichtung im September 1997 gab eine Schülerband ein Konzert. Soweit es möglich war, haben wir auch während der Bauzeit immer wieder zu Führungen, Konzerten und Gottesdiensten eingeladen. Die Presse, die die Arbeit des Fördervereins auch sonst mit kleinen Reportagen unterstützt, hat regelmäßig über den Fortgang berichtet.

Wir sind sehr froh darüber, dass die Reudener nun ihre Gutskapelle wieder nutzen; Konfirmation, Diamantene Hochzeit und Taufe, aber auch Kinderfeste wurden schon gefeiert und wenn für einen Anlass geputzt oder Kuchen gebacken werden soll, unterstützen uns viele Frauen im Dorf.

Heute, 280 Jahre nach der Einweihung der Gutskapelle Reuden, finden in den Sommermonaten gut besuchte Ausstellungen statt und mit der Teilnahme am Tag des Offenen Denkmals erreichen immer mehr „Denkmalpilger“ das architektonische Kleinod.

Während dies geschrieben wird, arbeiten Regina Wicke und Angela Halbach an einem Quilt, der in diesem Jahr zugunsten der Altarrestaurierung der Gutskapelle verlost werden soll. Quilts sind ursprünglich kunstvoll aus Flicken zusammengesetzte, gefütterte Decken, hergestellt in einer traditionellen Technik deutscher Einwanderer in Nordamerika. Die zwei Frauen der Wuppertaler Quiltgruppe „Roter Faden“ haben die Gutskapelle entdeckt und gehören nun ebenfalls zu denen, die etwas dafür tun wollen, dass wieder Leben in die alten Mauern kommt. Die Quiltausstellung „Ein Fall für Zwei“ (8.8.- voraussichtlich 25.9.) wird am Freitag, dem 7. August 19.00 Uhr mit Musik und Künstlerinnengespräch eröffnet.

Über alle Veranstaltungen in der Reudener Gutskapelle können Sie sich gut informieren auf der Internetseite der Stadt Calau www.calau.de

Mathias Berndt

... vom Tagebau bedroht

Die Dorfkirche Atterwasch

Mathias Berndt ist Pfarrer in Atterwasch.

„Der liebe Gott hat die Lausitz geschaffen, und der Teufel hat die Kohle versteckt.“ Diese alte sorbische Redewendung drückt das ganze Dilemma der Region aus. Eine reizvolle Landschaft mit gewachsenen dörflichen Strukturen wird der Braunkohlegewinnung geopfert. Die brandenburgische Landesregierung hatte einst versprochen, Horno solle das letzte abgebaggerte Dorf gewesen sein, nun aber soll doch wieder ein neuer Tagebau eröffnet werden, dem erneut drei Dörfer zum Opfer fallen müssten. Mit den Dörfern würden dabei auch die Kirchen zerstört, jahrhundertealte glaubens- und kunstgeschichtlich wertvolle Zeugnisse des ländlichen Lebens in der Region. Zum Beispiel die Kirche in Atterwasch (Landkreis Spree-Neiße).

Dorfkirche Atterwasch (Spree-Neiße), Fotos: privat

1294 wurde sie erstmals in einer Schenkungsurkunde des Markgrafen Dietrich erwähnt; wann sie gebaut wurde, ist nicht überliefert. Beim hochmittelalterlichen Landesausbau um 1220 ist das Dorf schon mit einer Feldsteinkirche angelegt worden. Von dem ursprünglichen Bau sind nur noch Mauerreste des alten Kirchenschiffes sowie der Ostgiebel mit der gotischen Dreifenstergruppe und dem Sakramentshäuschen erhalten. 1685 erfolgte die Weihe der nach dem 30jährigen Krieg wieder aufgebauten Kirche. 1840 wurde sie erweitert und bekam ihre jetzige Gestalt mit dem 17 m hohen Backsteinturm.

Neben dem Sakramentshäuschen und dem alten Beichtstuhl schmücken die Kirche im Inneren ein barocker Kreuzigungsaltar unbekannter Herkunft, die Renaissancekanzel der ehemaligen Gubener Stadt- und Hauptkirche sowie Schmucktafeln mit Familienwappen der Familien von Grüneberg und von Zobbeltitz an der Mittelempore. Zu Gottesdiensten, Trauungen und Kirchenmusiken erklingt die historische Grüneberg-Orgel aus dem Jahr 1905, die 1991 durch die Firma Scheffler restauriert wurde. Den Turm ziert die Spitze des Klostertores des ehemaligen Gubener Jungfrauenklosters. Die große Glocke im Turm aus dem Jahre 1465 erinnert mit ihrer (fehlerhaften) Inschrift an den Gubener Frieden zwischen Brandenburg und Sachsen; damals fiel die Lausitz an die sächsische Krone. Das Dreiergeläut in f-Moll wurde im Jahr 1991 durch einen Neuguss wieder komplettiert.

Seit 2001 gehört die Kirchengemeinde Atterwasch durch Fusion zur „Kirchengemeinde Region Guben“, welche die Stadt und 20 Dörfer umfasst. Das rege Gemeindeleben in Atterwasch ist durch regelmäßige Familiengottesdienste ebenso gekennzeichnet wie durch das Atterwascher Missionsfest Anfang September, die Adventsmusik im Kerzenschein oder „Den Anderen Adventsmarkt“ sowie durch die vielfältigen Veranstaltungen des Atterwascher Dorfkirchensommers mit Konzerten, Lesungen und Ausstellungen.

Seit September 2007 kämpft die Kirchengemeinde gemeinsam mit der Kommune gegen die Pläne der Landesregierung, den Tagebau Jänschwalde-Nord durch den Energieerzeuger Vattenfall zu eröffnen und damit die Dörfer Atterwasch, Grabko und Kerkwitz abbaggern zu lassen. Neben der Devastierung und Umsiedlung der Dörfer mit insgesamt 900 Einwohnern, die den Abbruch der über siebenhundert Jahre alten Atterwascher Dorfkirche einschließt, bedeutet das eine enorme und brutale Vernichtung der Schöpfung in der Lausitz, gegen die sich die Kirchengemeinde mit vielfachen Aktivitäten energisch zur Wehr setzt..

Besucher, Gemeindegruppen wie Einzelpersonen, sind zur Kirchenbesichtigung und zu den Veranstaltungen des Atterwascher Dorfkirchensommers gern gesehene und geführte Gäste. Anmeldungen bei Pfarrer Mathias Berndt unter der Telefonnummer 035692 – 212.

Kara Huber

Das Wunder von Ogrosen

Kara Huber ist Mitbegründerin der Initiative „Dorfkirchensommer in Brandenburg“ und aktives Mitglied im Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
Sie ist Herausgeberin des Buches „Brandenburgische Dorfkirchen und ihre Hüter“.

Am 1. Mai 2007 erlebte ich mit meiner 95-jährigen Mutter, wie in der Klosterkirche Neuruppin ein faszinierendes Projekt begann. Der Förderkreis Alte Kirchen und der Landesverband der Musikschulen Brandenburg hatten unter dem Motto „Musikschulen öffnen Kirchen“ für den Sommer zwölf Konzerte geplant, bei denen Jugendliche durch ihre Musik den Erhalt der Kirchenbauten unterstützen. Inzwischen ist die Konzertreihe etabliert und Jahr für Jahr erhalten Kirchengemeinden Hilfe bei ihren dringend notwendigen Bauaufgaben. Über ein ganz besonderes Beispiel möchte ich aus Ogrosen berichten.

Als ich für das Buchprojekt „Brandenburgische Dorfkirchen und ihre Hüter“ aus den 1400 brandenburgischen Dorfkirchen zweiundzwanzig auswählte, war mir klar, dass es eine unter ihnen geben müsste, in der ein solches Benefizkonzert stattfindet. Die Wahl fiel auf Ogrosen im Landkreis Oberspreewald-Lausitz. Hier gibt es eine rührige Gemeinde und zwei tatkräftige Schlüsselhüterinnen: Edelgard Luge und Christel Paulick. Diese begründen ihr Engagement so: „Unser altes Gotteshaus ist der Mittelpunkt der Dorfgemeinschaft. Nichtgläubige und Gläubige stehen für den Erhalt des Kirchengebäudes ein. Wir halten zusammen und sind darauf besonders stolz.“

Dorfkirche Ogrosen (Oberspreewald-Lausitz), Foto: Leo Seidel

In Vorbereitung auf einen Beitrag über die Ogrosener Dorfkirche bat ich Dr. Hinrich Enderlein, den Vorsitzenden des Landesverbandes der Musikschulen, sich mit den Hüterinnen in Verbindung zu setzen. Die erste Begegnung beschreibt er wie folgt: „Ich kenne einige Gotteshäuser, bei denen das schmucke Innere die eher zurückhaltende äußere Gestalt bei weitem übertrifft. Hier ist es umgekehrt; und man braucht schon einen auf die Zukunft gerichteten Blick, um sich vorzustellen, wie das einmal aussehen könnte. „Das schreit ja nach Sanierung“, meine ich fassungslos beim Eintreten. Frau Paulick nickt ernst, genau das sei der Fall. „Der von Fachleuten geschätzte Bedarf zur Instandsetzung beläuft sich auf 250 000 Euro; immerhin haben wir hier in der Gemeinde mit 250 Einwohnern 20 % davon gesammelt.“

Nachdem das Buch erschienen war, hatte ich in einem Blumenladen in Berlin-Zehlendorf eine unerwartete Begegnung. Eine mir bisher nicht bekannte Dame sprach mich auf das Buch an und bot konkrete Hilfe an. Bei einem gemeinsamen Mittagessen fasste sie den Entschluss, die Instandsetzung der Kirche in Ogrosen mit einem Betrag von 9.000 Euro zu unterstützen.

Edelgard Luge und Christel Paulick waren hoch erfreut und luden die Dame, eine pensionierte Naturwissenschaftlerin, nach Ogrosen ein. Es kam zu einer intensiven Begegnung im Pfarrhaus und in der Kirche. Zurück in Berlin-Zehlendorf überlegte die Dame, was sie angesichts einer schweren Erkrankung noch Hilfreiches tun könne. Schließlich spendete sie weitere 120.000 Euro für die Sanierung der Ogrosener Kirche. Im dortigen Gemeindebrief zum Jahreswechsel 2009 ist folgender Rückblick zu lesen:

„DAS WUNDER-BARE VON OGROSEN

Mit dem Einsatz vieler Menschen ist es gelungen, Feste, Konzerte, Besuche und andere Veranstaltungen in und um die Kirche zu organisieren und damit die Not des Gebäudes – aber auch den Zusammenhalt der Ogrosener – bekannt zu machen. Im Spätsommer überraschte uns die großzügige Spende einer Berlinerin . Wir haben nun insgesamt 180.000 Euro und können im Frühjahr mit ersten Maßnahmen zur Sanierung beginnen. Gott sei Dank!“

Oliver Schwers

Kirchenbier und Bettelbriefe

Die Rettung der Dorfkirche in Passow

Oliver Schwers ist Journalist bei der Märkischen Zeitung.

Kirchenälteste Maria Schnell vor dem gotischen Schnitzaltar in der Dorfkirche Passow (Uckermark), Fotos: Oliver Schwers

Mehrgeschossige Neubauten, frisch saniert und ohne Leerstand. Ein kleines Kaufhaus, ein Landambulatorium, ein beinahe protziges früheres Kulturhaus, in dem heute Theaterwerkstätten der Uckermärkischen Bühnen Schwedt untergebracht sind. Das uckermärkische Passow zeigt immer noch den baulichen Ausdruck eines DDR-Zentraldorfes. Mittendrin steht die mittelalterliche Feldsteinkirche, geschützt durch eine dicke Mauer vor dem Lärm des Durchgangsverkehrs. Eine ganze Gemeinde – die politische wie die kirchliche – kämpft derzeit um die Sanierung der Kirche, die sich als Wahrzeichen des Ortes erhalten hat. Mit dem schon sichtbaren äußeren Wandel geht jetzt auch eine politische Öffnung einher. Stand die Kirche früher zwar mitten im Dorf, aber relativ isoliert, gewinnt sie seit den neunziger Jahren einen zunehmenden Stellenwert als kulturelles Zentrum. Eine ungeahnte Entwicklung.

Kirchgänger hatten es zu sozialistischer Zeit in Passow nicht gerade leicht. Die Lehrer aus dem Dorf mussten das Gotteshaus meiden. Jugendweihen verdrängten die Konfirmation. Als Kind vermögender Bauern, die sehr religiös waren, musste Maria Schnell – heute Kirchenälteste ehrenhalber – nicht nur die Enteignung der in den Westen Deutschlands geflüchteten Eltern erleben, sondern auch ihr Geburtshaus verlassen. Darin machte es sich der spätere LPG-Vorsitzende bequem. Doch der verschwand später selbst in den Westen.

Maria Schnell blieb. „Ich bin doch so verwurzelt hier“, sagt sie. Vor 79 Jahren erhielt sie in jenem Becken, das immer noch neben dem Altar steht, die Taufe. So wie bereits ihr Vater. Und der Großvater. Und die ganze Familie. Sie waren immer die Kirchenältesten gewesen. Einer gab dem anderen den großen schmiedeeisernen Schlüssel weiter.

In den sechziger Jahren passiert das Unvorstellbare: Im Grundbuch steht die Kirche als Volkseigentum. Ein Streitfall, dessen Ursache sich bis heute niemand erklären kann. „Wir hatten immer Bange, dass eines Tages Schluss sein könnte“, erinnert sich Hartmut Schulz, der viele Jahre Pfarrer in Passow war. Dazu kommt es nicht. Erst nach der Wende erklärt die Oberfinanzdirektion die Kirche wieder zum Kirchenbesitz. Das Zittern hat ein Ende.

Doch das Gebäude ächzt wie viele andere unter der Last des Alters. Die Turmkonstruktion zerfällt. Der Holzwurm wütet. An den Schlag der Uhr können sich nur noch die Älteren erinnern. Schließlich müssen auch noch die Glocken schweigen, weil der schiefe Turmhelm abzustürzen droht. 2007 schwebt er am Kranarm zur Erde, doch schon ein Jahr später kehrt er saniert wieder an seinen alten Platz zurück.

Die bauliche Rettung der Kirche bringt auch politisch Andersdenkende wieder zueinander. Die hoch verschuldete Kommune gewährt einen unerwarteten Zuschuss von 20 000 Euro. Jeder der einen Cent übrig hat, spendet für die Rettung des Bauwerks. Weggezogene beteiligen sich. Für eine Aktion der Stiftung KiBa wird sogar Manfred Stolpe ins Dorf geholt, um eine CD zur Geschichte des Bauwerks aufzunehmen. Ein weltlicher Förderverein entsteht. Weihnachts- und Trödelmärkte, Führungen und Konzerte finden sogar während der Bauphasen statt. Pfarrer Michael Heise verteilt „Bettelbriefe“. Nägel für den Dachstuhl mit Namensgravur und ein eigens gebrautes Kirchenbier werden verkauft.

Als die Planen vom frisch wiederhergestellten Fachwerkturm fallen, stehen alte und junge Passower an der Kirchhofsmauer. Die Kirche – ausgestattet mit wertvoller Wagner-Orgel und einzigartigem Schnitzaltar – wird wieder zum Zentrum des Dorfes. Christen und Nichtchristen, Weggezogene und alteingesessene Bauern sind sich einig: Der nächste Bauabschnitt muss sofort folgen, auch wenn die Kosten wieder gestiegen sind. Zwischen den sanierten Neubauten aus DDR-Zeit reckt sich der frische Turm eines Gemeinschaftswerkes in die Höhe.

Passower Kirchenbräu zur Sanierung des Kirchturms

Eva Gonda

Pilgerherberge und Klapperkino

Der Kirchenbau- und Dorfgeschichtsverein in Arnsdorf

Zehn Jahre Landkino in der Pfarrscheune Arnsdorf (Niederschlesischer Oberlausitzkreis) 2008, Fotos: Andrea Gloger

Eva Gonda, Journalistin, ist Redakteurin von „Alte Kirchen", dem Mitteilungsblatt des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

„Kirche – Kinder – Kino" steht in knallgelber Schrift auf dem blauen Auto mit dem Kennzeichen NOL für die niederschlesische Oberlausitz. Der am Lenkrad sitzt, ist Pfarrer Andreas Fünfstück, und sein Heimweg führt immer ein Stück bergan. Kirche und Pfarrhof, ein in seiner Geschlossenheit seltenes Ensemble, thronen auf einem Hügel über Arnsdorf. Wer hinauf will, kommt am schmucken Haus des Kindergartens vorbei und an einer Wanderkarte mit dem Symbol der Jakobsmuschel — Arnsdorf liegt am Pilgerweg nach Santiago de Compostela.

Nicht nur wegen der jährlich bis zu 700 durch den Ort ziehenden Pilger steht im Sommer die Kirchentür allen offen. Zusammen mit dem angrenzenden Pfarrhof ist das mehr als 750 Jahre alte Gotteshaus heute wieder Begegnungsstätte und kultureller Mittelpunkt des Dorfes wie des Umlandes. Ein Leitspruch von Pfarrer Fünfstück: „Wir können die Gebäude nur erhalten, wenn wir sie nutzen; und dazu laden wir auch jene ein, die der Kirche nicht unbedingt nahe stehen."

1998 hatte sich mit großer Beteiligung der evangelischen Kirchengemeinde ein Verein für Kirchenbau und Dorfgeschichte gegründet eben mit dem Ziel, alle Interessierten einzubeziehen. Das Gotteshaus war damals durch das marode Dach stark gefährdet. Mit Hilfe von Fördermitteln aus unterschiedlichen Quellen konnte die Kirche vor Jahren neu gedeckt und gesichert werden. Nun darf man sich Zeit für kleine Schritte lassen. Restauratoren werden später einmal reiche Betätigungsfelder haben, angefangen von der Bewahrung der noch schwach erkennbaren spätmittelalterlichen Untergrundmalereien in Apsis und Chorraum bis zur defekten Orgel. Von der einstigen Schönheit der Ausstattung zeugt die sanierte farbige Kassettendecke, die aber auch heute schon auf viel Leben in der Kirche herabblickt. Neben den Gottesdiensten trifft man sich im Sommer an jedem Mittwoch zu kurzen Andachten, von Gemeindegliedern gestaltet; Konzerte finden statt; mancher Friedhofsbesucher hält stille Einkehr wie auch viele Pilger von weither. Dass die Pforte tagsüber offen steht, hatten die Arnsdorfer schnell unter sich geregelt. Der Schlüssel wird wöchentlich von einer Familie zur anderen weitergereicht. Übrigens: Obwohl nicht ständig eine Aufsicht zur Stelle ist, gab es in all den Jahren keine Probleme.

Die Nutzung der Kirche steht also außer Frage. Was nun aber mit dem angrenzenden stattlichen Pfarrhof? Scheune, Stallungen, Wirtschaftsgebäude – kein Pfarrer betreibt heute noch Landwirtschaft. Andrea Gloger, die Vorsitzende des örtlichen Vereins, weiß von verblüffenden Ideen und ihrer Verwirklichung zu erzählen: Die Scheune, ein Riesenbau ohne Fenster, bietet sich doch geradezu an für Filmvorführungen. Womit das dritte Kennwort auf Pfarrers Auto erklärt ist: Kino.

In Rekordzeit war ein Teil der Scheune in einen Kinosaal verwandelt worden mit einem ansteigenden „Parkett" aus transportablen Holzpaletten, die auch den Umbau zu einem ebenen Tanzboden erlauben. Dass die Bestuhlung aus einem ehe-

Landkino in der Pfarrscheune Arnsdorf

maligen Kirchengestühl besteht, das woanders abzugeben war, ist wohl mehr ein Zufall. Andreas Fünfstück: „Wer es auf unseren Kirchen-Kinobänken zwei Stunden aushält, der ist geradezu prädestiniert für eine Stunde Gottesdienst am Sonntag."

Im vergangenen Jahr beging „Landkino Arnsdorf" sein Zehnjähriges. Prominente wie der sächsische Ministerpräsident gaben sich hier inzwischen die Ehre, für die Programmgestaltung erhielt das Landkino einen Preis der DEFA-Stiftung. Absoluter Höhepunkt für die Einheimischen ist in jedem Jahr der Vorfilm. Den drehen die Arnsdorfer selbst, die Akteure der amüsanten oder auch nachdenklichen Geschichten sitzen dann stolz und wohlwollend beklatscht in der ersten Reihe. Außerhalb der Saison sind die ganz Hartgesottenen im Dezember noch einmal zum „Klapperkino" in die nicht heizbare Scheune eingeladen: Um nicht zu laut mit den Zähnen zu klappern, bringt jeder seine warme Decke mit oder bedient sich der bereit liegenden. Außerdem ist auch für inneres Aufwärmen gesorgt.

Die Zahl der Besucher in der Hauptprogrammzeit Juni/Juli und beim Montagskino von August bis September hat sich inzwischen auf 1.500 eingependelt; viele reisen von weither an. Mehr Vorstellungen und Besucher können die Arnsdorfer auch nicht verkraften. Zwischen 30 und 40 Mitstreiter organisieren das Landkino, jeden Abend sind acht bis zehn Helfer mit von der Partie, Freiwillige vom Ortsverein ebenso wie von der Kirchengemeinde.

„Das Landkino hat der Kirchengemeinde geholfen, sich zu öffnen und mit Hilfe der Besucher, die ihre Sicht von außen mitbrachten, die eigene Identität zu beschreiben", resümiert Andreas Fünfstück.

Längst gibt es in der Scheune nicht nur den Kinosaal. Das alte Gemäuer avancierte über die Jahre zum Drei-Etagen-Kulturetablissement. Auf den eingebauten hölzernen Galerien finden Vereine Platz für ihre Anliegen; Schulklassen können an Projekten arbeiten – immer auch ein bisschen Abenteuer dabei unter dem gewaltigen Dachstuhl; rustikale Tische und Bänke laden unten zum Feiern ein; ganz oben finden die Pilger zwei extra für sie eingebaute Stübchen.

Das reiche Angebot setzt sich in den Wirtschaftsgebäuden fort, die den anheimelnden Hof begrenzen. Die urige Klause war einst der Stall; andere Gebäude verwandelten sich in zusätzliche Herbergsplätze für Pilger, denen sich neben neuen Toilettenanlagen auch Möglichkeiten bieten, nach anstrengendem Wandern die Wäsche zu waschen. Und nicht zuletzt kann man in dem umschlossenen Areal des Pfarrhofs miteinander fröhliche Feste feiern oder auch still die friedliche Ruhe genießen.

Fröhlich, aber selten still geht es tagsüber ein paar Meter tiefer zu Füßen des Kirchenhügels zu. Dort hat die Tagesstätte des Kinderkreises das etwa fünfzigstimmige Sagen. – Daher also die Aufschrift „Kinder" auf des Pfarrers Auto.

Die evangelische Kirchengemeinde hatte den Ende 1990 geschlossenen Kindergarten in eigener Trägerschaft aufrecht erhalten und dann einen Trägerkreis angeregt. Kirchengemeinde, Kommune, örtliche Vereine und Privatpersonen nehmen nun die Verantwortung wahr für eine niveauvolle Betreuung der Jüngsten. Der Kinderkreis mit seinem pädagogischen Angebot – es ist unkonfessionell, wird aber begleitet von der evangelischen Kirche – findet längst auch Zuspruch aus umliegenden Orten.

„Kirche – Kinder – Kino" steht auf dem Auto von Pfarrer Fünfstück. In Arnsdorf findet sich die Erklärung für den guten Zusammenklang dieser drei „K".

Konzerte in der Sankt Marienkirche Bernau

XVI. FESTIVAL
ALTER MUSIK
B • E • R • N • A • U

DONNERSTAG, 17.9.09, 19 UHR
»Capella de la Torre« (Ensemble), »Julian Podger« (Tenor), Festmusiken in Deutschland im 16. und 17. Jahrhundert, Musik von Michael Praetorius (1571–1621) und Samuel Scheidt (1587–1654)

FREITAG, 18.9.09, 18 UHR
»Papageno spielt auf der Zauberflöte«, eine Produktion des Konzerthauses Berlin

Nachtprogramm
FREITAG, 18.9.09, 22.30 UHR
»Ophira Zakai« (Tel-Aviv), Lautenmusik von Robert de Visee (1660–1732), Henry Purcell (1659–1695), Alessandro Picinnini (1566–1638), Jean Baptist Lully (1632–1687)

SAMSTAG, 19.9.09, 19 UHR
»Akademie für Alte Musik« (Berlin), »Händel und Italien«, Musik von Georg Friedrich Händel (1685–1759), Pietro Antonio Locatelli (1695–1764), Antonio Vivaldi (1678–1741), Giovanni Benedetto Platti (1687–1763), Henry Purcell (1659–1695)

SONNTAG, 20.9.09, 17 UHR
»lautten compagney« und »capella angelica«, Georg Friedrich Händel (1685–1759), »Der Messias«, HWV 56, Oratorium in drei Teilen in der deutschen Fassung von Johann Gottfried Herder (1744–1803)

Veranstaltet vom: Förderverein St. Marien Bernau e.V., Karten über: www.altemusik-bernau.de, festival@altemusik-bernau.de, Telefon: 0 33 38 / 75 16 30, Telefax: 0 33 38 / 75 16 50

Hans Krag

Entdecken und Verstehen

Besuch in brandenburgischen Dorfkirchen

Dr. Hans Krag ist Vorstands-mitglied und Schatzmeister des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Mehrmals im Jahr hat der Förderkreis Alte Kirchen die Freude, Besucher aus den westlichen Bundesländern zu Gast zu haben. Diese haben häufig bereits für brandenburgische Dorfkirchen gespendet und möchten nun sehen, wo und wie das gespendete Geld eingesetzt wurde und wie die Dorfbewohner zu ihrem Kirchenprojekt stehen. Das führt dann zu Begegnungen von Pfarrern, Kirchenvorständen und Mitgliedern der lokalen Fördervereine mit den Gästen, wobei direkte Eindrücke und Verständnis für die Situation vermittelt werden, die kein Vortrag je so nahe bringen könnte.

Wichtig ist die Erkenntnis, dass sich hier nicht einfach Geber und Nehmer gegenüberstehen, sondern zwei Parteien, die sich jeweils auf ihre Weise für die Erhaltung unseres kulturellen Erbes einsetzen. Wenn dann erzählt wird, wie sich die Dorfgemeinschaft für die Erhaltung ihrer Kirche einsetzt , dann führt die Anerkennung dieser Leistung zu Respekt und Wertschätzung. Man diskutiert auf Augenhöhe, und nicht nur dies: die herzliche Gastfreundschaft, mit der die Besucher in den Dörfern empfangen werden, baut sofort tragfähige Brücken von Ost nach West und bleibt in deutlicher Erinnerung.

Club Old Table Freiburg/Brsg. vor der Dorfkirche Riedebeck (Dahme-Spreewald), Fotos: Hans Krag

Ein weiterer bleibender Eindruck bei den Besuchern ist die Vielfalt der Ausstattung nicht nur in brandenburgischen, sondern in vielen ostdeutschen Dorfkirchen, denen zumeist eine radikale Modernisierung erspart geblieben ist, und die daher sehr persönlich wirken. Zu entdecken sind typische Ausstattungsstücke wie Taufengel, Kanzelaltäre oder Patronatslogen. Der Gesamteindruck, der bleibt, ist eine Art „Heimeligkeit“, die viele westdeutsche Dorfkirchen nicht mehr haben. Woran liegt das? Schon in den Aufbaujahren nach dem Krieg wurden dort auch die Kirchen wiederhergestellt oder renoviert. Damals herrschte ein stilistischer Purismus, der nicht nur Neubauten beeinflusste, sondern auch vor Althergebrachtem nicht Halt machte. Unter dem Stichwort „Neue Sachlichkeit“ wurde in Städten der Stuck von den Fassaden der Mietshäuser geschlagen und wurden Straßenzüge geschaffen, die wir heute als langweilig empfinden. Aus Kirchen wurde „stilfremdes“ Inventar entfernt, und da man „stilechten“ Ersatz nicht zur Verfügung hatte, hieß es nun, die Konzentration auf die Liturgie würde durch überflüssigen Schmuck beeinträchtigt. Das Ergebnis sind sachliche,

Anzeige

Brandenburgische Exkursionen
Entdecken Sie mit uns
Brandenburg und angrenzende Regionen

Kulturhistorische Exkursionen zu Klöstern, Kirchen, Schlössern, Burgen, Parks, Museen usw., zum Beispiel:

18.4.2009: Frühling an der Oder
25.4.2009: In memoriam Dr. Jan-Michael Feustel: Entdeckungen im Oderbruch
06.6.2009: Auf alten Bahndämmen durch Brandenburg und Mecklenburg: Templin – Fürstenwerder
20.6.2009: Hans Fallada in Carwitz
04.7.2009: Die „Blauen Augen der Lausitz“

Fordern Sie unseren Prospekt (auch für Gruppenfahrten) an:
Dr. H.-J. Pohl, Holteistraße 11, 10245 Berlin, tel/fax (030) 29 66 91 89
www.brandenburgische-exkursionen.de

Besucher in der Dorfkirche Atterwasch (Spree-Neiße)

kahle Kirchen, die keine „Nestwärme“ mehr vermitteln.

Heute, und besonders in den neuen Bundesländern, denkt man darüber anders: Generationen haben an den Kirchen gebaut, sie nach ihrem Schönheitsempfinden ausgeschmückt und immer wieder etwas im jeweiligen Zeitgeschmack hinzugefügt. Die Künstler kamen aus dem Ort oder der Region, der Bau-, Schnitz- oder Malauftrag war eine Ehre. Man spürt, dass hier die Dorfgemeinschaften ihren Glauben in das Bauwerk eingebracht haben und ist – ja, fast ergriffen. Neue oder „bereinigte“ Kirchenbauten strahlen diese Empfindungen nur ganz selten aus. Kunstsachverständige werden nun die Nase rümpfen, aber für sie wurden die Kirchen nicht gebaut, sondern für eine Gemeinde, die sich hier ihre „gute Stube“ für eine Begegnung mit Gott schaffen wollte.

Auch die barocken Dorfkirchen Süddeutschlands vermitteln den „heimeligen“ Eindruck nicht. Man sieht ihnen an, dass sie im Geist der Gegenreformation den Auftrag hatten, der Gemeinde die Macht der Kirchenorganisation zu zeigen, die allein den Zugang zur gezeigten Herrlichkeit des Paradieses vermittelt. Die Dekoration ist bewusst gewählt – nicht empfunden.

Viele westliche Besucher in brandenburgischen Dorfkirchen drücken diese Gedanken aus. Hinzu kommt das Überraschungsmoment: man kann hier eine äußerlich noch so unscheinbare Dorfkirche betreten, innen kann sie sehr reich ausgestattet sein. So kamen denn auch Besucher aus Freiburg zu dem Gesamturteil: „unerwartet und wundervoll“ und Bergsträßer Besucher zitierten Theodor Fontane: „Wir sind die Mark durchzogen und haben sie reicher gefunden, als wir zu hoffen gewagt hatten!“

www.brandenburgische-sommerkonzerte.de
Kartentelefon 01805-805720 (14 Ct./Min.)

Peter Knüvener

Provinz und Metropole

Märkische Kunst in Berlin – Berliner Kunst in der Mark

Peter Knüvener, Kunsthistoriker und derzeit Volontär im Fachbereich bildende Kunst der Stiftung Stadtmuseum Berlin, arbeitet an einer Dissertation zur spätmittelalterlichen Malerei und Skulptur in der Mark Brandenburg.

Der Titel dieses Aufsatzes mag den Eindruck erwecken, als gehöre Berlin nicht zur Mark Brandenburg. Eine Metropole wie Berlin, Bundeshauptstadt und eigenes Bundesland, hat andere Probleme und Bedürfnisse als eine ländlich geprägte Region wie Brandenburg. Die große Ausstellung „Mark und Metropole" im Potsdamer Haus für Brandenburgisch-Preußische Geschichte (HBPG) im vergangenen Jahr hat jedoch eindrucksvoll die zahlreichen Verknüpfungen aufgezeigt, die es trotz allem gab und noch immer gibt. Ein interessantes Kapitel der gemeinsamen Geschichte ist die Wanderung von künstlerischen Zeugnissen zwischen der Mark und Berlin, die zu verschiedenen Zeiten und aus unterschiedlichen Gründen stattfand. Die Resultate dieses Austausches sind noch heute eindrucksvoll zu erleben. Hier soll es vor allem um mittelalterliche und frühneuzeitliche Ausstattungsstücke aus Kirchen gehen, die vor teils langer Zeit ihren Standort gewechselt haben.

Die erste große Welle von Kunstbewegungen in der Mark fand erstaunlicherweise bereits kurz vor der Reformation statt. Während des 15. Jahrhunderts entwickelte sich die Doppelstadt Berlin-Cölln unter den Hohenzollern zur Residenz- und Hauptstadt der Mark Brandenburg. Zunächst war ab 1443 in Cölln ein Schloss errichtet worden. Da zu einer Residenz auch eine bedeutende geistliche Einrichtung gehört, wurde 1450 zunächst die Schlosskapelle – die Erasmuskapelle – zur ranghöchsten Pfarrkirche der Stadt erhoben. Wenig später wurde sogar ein Stift eingerichtet, das schließlich 1536 in der dem Schloss benachbarten Dominikanerkirche seinen endgültigen Sitz bekam. Diese

Märkisches Museum, Blick in die „gotische Kapelle" um 1908, Foto: von Brauchitsch (Archiv Stiftung Stadtmuseum)

Berlin, Märkisches Museum, Glocke aus der Wilsnacker Nikolaikirche

Brandenburger Dom, Hochaltarretabei aus dem Kloster Lehnin, Fotos: Peter Knüvener

wurde damit zur Stifts- und schließlich sogar zur Domkirche (obwohl hier nie ein Bischof residiert hat). Es gibt vergleichbare Kirchengründungen im Anschluss an Residenzen, diese Kirchen wurden dann folgerichtig auch prachtvoll ausgestattet. Was jedoch in Berlin geschah, erstaunt noch heute: Für die Ausstattung der Berliner Stiftskirche wurden zahlreiche Kirchen im ganzen Land „geplündert". – Innerhalb kürzester Zeit und ohne sonderlich großen finanziellen Aufwand konnte so eine reiche Ausstattung an Reliquien, Altargeräten, Altaraufsätzen und sogar Glocken zusammengetragen werden. Es waren teilweise Objekte von beachtlichen Dimensionen, die bewegt wurden, einige blieben bis heute erhalten. Prominentestes Beispiel ist das Retabel vom Hochaltar der Zisterzienserklosterkirche in Lehnin, ein vom Abt Valentin – dem letzten Lehniner Abt vor der Reformation – im Jahre 1518 wohl in einer Leipziger Werkstatt in Auftrag gegebenes prachtvolles Werk. Kurz nach dem Tod des Abtes 1542 wurde es nach Berlin überführt und schmückte bis 1552 den Hochaltar der dortigen Stiftskirche, bis es per Schiff weiter nach Brandenburg an der Havel gebracht wurde, wo es heute auf dem Hochaltar des Domes zu bewundern ist. Noch bemerkenswerter ist der Transport einer 1471 gegossenen großen Glocke aus der Wilsnacker Wunderblutkirche nach

Anzeige

BEDROHT – BEWAHRT

In diesem Bildband werden 22 historisch wertvolle Dorfkirchen mit stimmungsvollen Fotografien und Texten prominenter »Paten« porträtiert. Damit zeigt er nicht nur einen interessanten Querschnitt durch die brandenburgische Kirchengeschichte, sondern rückt auch die Bewahrer dieser Kirchen in den Blickpunkt.

BRANDENBURGISCHE
DORFKIRCHEN UND IHRE HÜTER
Kara Huber (Hrsg.)
192 Seiten, 115 Farbabb.
gebunden
ISBN 978-3-7913-4005-0
€ 29,95 (D)

PRESTEL

PRESTEL VERLAG
Königinstraße 9
80539 München
www.prestel.de

Dorfkirche Melzow
Landkreis Uckermark

Melzower Sommerkonzerte

Konzert zu Pfingsten und Ausstellungseröffnung
Pfingstsonntag, 31. Mai 2009
um 19.30 Uhr
Matthias Trommler (Liedermacher) – Gesang, Piano

Orgelkonzert
Samstag, 27. Juni 2009
um 19.30 Uhr
Michael Schönheit, Leipzig,
an der Lang und Dinse-Orgel (1859)
Felix Mendelssohn Bartholdy – ein musikalisch-literarisches Programm

Barockkonzert
Samstag, 1. August 2009
um 19.30 Uhr
Margret Hunter, Sopran
Elbipolis Barockorchester Hamburg

Jazzkonzert
Samstag, 22. August 2009
um 19.30 Uhr
BACHarts mit „Skytrain"
Steven Taylor, trumpet, saxophone, flute – Andreas Böhmer, ovation guitar – Robert Brenner, fretless bass

Blechbläser Konzert
Samstag, 6. September 2009
um 19.30 Uhr
Arzet Quintett Berlin
Ulrike Arzet, Trompete – Oliver Walter, Trompete – Heidi Wessel, Horn – Matthias Jann, Posaune – Natascha Zickerick, Tuba

Berlin. Mit einem Gewicht von 3510 Kilogramm gehört sie zu den größten heute noch erhaltenen Glocken im Lande. Die Wilsnacker Glocke befand sich bis ins 20. Jahrhundert im Geläut des Berliner Doms. Erst 1921 sprang sie beim Trauergeläut für die verstorbene letzte Kaiserin Auguste Viktoria. Nach einer zunächst erfolgreichen Reparatur wurde sie 1929 erneut beschädigt und befand sich bereits zum Einschmelzen bei den Mitteldeutschen Stahlwerken Lauchhammer (Werk Riesa), als sie per Sonderverordnung des Berliner Magistrats für das Märkische Museum erworben werden konnte – „zu zwölfter Stunde" – so der damalige Direktor Walter Stengel.

Viele der damals in Berlin vorhandenen Schätze märkischer Kirchen sind nicht mehr erhalten. So wurden zahlreiche Werke der Goldschmiedekunst aufgrund ihres Materialwertes eingeschmolzen. Eine bedeutende Ausnahme ist ein Kelch, der sich heute im Besitz der Berliner Marienkirche befindet, jedoch nicht ursprünglich für diese Kirche geschaffen wurde. 1642 schenkte ihn Kurfürst Friedrich Wilhelm der Nikolaikirche und erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam er nach Sankt Marien. Dieser Kelch stellt eine der prächtigsten Goldschmiedearbeiten Norddeutschlands dar. Verschiedene Indizien sprechen dafür, dass er ursprünglich von einem askanischen Markgrafen im späten 13. Jahrhundert dem Kloster Chorin gestiftet wurde. Spätestens im Zuge der Klosterauflösung durch die Reformation, vielleicht auch schon im Zusammenhang mit der Ausstattung der kurfürstlichen Stiftskirche, geriet er nach Berlin. Noch heute ist dieses herausragende Kunstwerk jeweils am Gründonnerstag im liturgischen Gebrauch.

Im 17. und 18. Jahrhundert kam es zu einer entgegengesetzten Bewegung: Berliner Kunst wanderte in die Mark. Den Anfang machte die „Säuberung" der Stiftskirche im Zuge der Annahme des reformierten Bekenntnisses durch den Kurfürsten im Jahre 1613. Kunstwerke wurden vernichtet, andere kamen an neue Bestimmungsorte, so wohl auch der prachtvolle Flügelaltar in der Mittenwalder Moritzkirche. Das Bildprogramm ist dominikanisch geprägt, die Wappen weisen das 1514 entstandene Retabel als Stiftung der Kurfürstin Elisabeth, einer Tochter des dänischen Königs, aus. Die Berliner Stadtpfarrkirchen waren zunächst noch nicht betroffen. Im Zuge von Modernisierungen mussten jedoch auch hier die mittelalterlichen Flügelaltäre

Detail des Retabels aus der Berliner Schlosskapelle, Foto: Peter Knüvener

barockem Inventar weichen und erhielten neue Standorte. So wurde der Flügelaltar der Nikolaikirche, der auf einem den Innenraum zeigenden Epitaphgemälde von 1616 noch zu erkennen ist, im frühen 18. Jahrhundert in die Kirche zu Teltow verbracht, wo er im 19. Jahrhundert verbrannte. Auch das mittelalterliche Hochaltarretabel der Berliner Marienkirche wurde um die Mitte des 18. Jahrhunderts demontiert. Seine Skulpturen verblieben jedoch zu bedeutenden Teilen in der Kirche, von wo sie im ausgehenden 19. bzw. im frühen 20. Jahrhundert in das Märkische Museum kamen. Dass es sich um Reste des alten Retabels handelte, war in Vergessenheit geraten und konnte erst kürzlich nachgewiesen werden.

Ebenfalls kaum bekannt dürfte sein, dass ein hochbedeutendes Renaissanceretabel mit prächtigen Alabasterreliefs aus der Erasmuskapelle des Berliner Schlosses erhalten blieb: Es wurde 1626 ins neumärkische Sonnenburg (Słonsk) verbracht, wo es noch heute bewundert werden kann.

Ende des 19. Jahrhunderts begannen sich die Berliner für die Geschichte und Kultur ihres Umlandes zu interessieren. Dies führte zur Gründung von Geschichtsvereinen, die auf sonntäglichen Exkursionen in die Mark hinaus wanderten, um Dörfer und Landschaft zu erkunden. Als Anleitung für diese Interessierten dienten die von Theodor Fontane verfassten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg".

Diesem wachsenden Interesse des Berliner Bürgertums kam das bereits 1874 gegründete Märkische Museum nach, das in kurzer Zeit eine umfangreiche Sammlung aller nur denkbaren Altertümer aufbaute: Vom archäologischen Fund bis zum Formziegel, von der Kirchentür bis zum Flügelaltar – die naturwissenschaftlichen und handwerklichen Sammlungen seien hier nur am Rande erwähnt.

Noch heute stellt die Sammlung der Stiftung Stadtmuseum Berlin – Rechtsnachfolgerin des Märkischen Provinzialmuseums – ein ungeheures Schatzhaus dar und geradezu einen Speicher der Geschichte des alten Berlin und der Mark. Ein besonderes Augenmerk galt von Anfang an den Gegenständen aus märkischen Dorfkirchen. Durch Modernisierung der Kirchenräume waren sie in Vergessenheit geraten und dem Verfall preisgegeben. Theodor Fontane, der sich auch für Flügelaltäre interessierte und ein Buch zu dem Thema plante (das nie zustande kam), beschrieb anschaulich die Zustände, in denen sich viele Kunstwerke befanden; so im Falle des Retabels aus Trechwitz bei Groß Kreutz (Landkreis Potsdam-Mittelmark), das sich in der „Turmecke, von Staub und Spinnenweben überzogen" befand. Einige Jahre später kam der Trechwitzer Altar ins Märkische Museum. Seit 1945 galt er als verschollen, erst kürzlich stellte sich heraus, dass er in den Kriegswirren in das Depot des Stettiner Nationalmuseums geriet.

Aus nahezu allen Teilen der damaligen preußischen Provinz Brandenburg – eingeschlossen die heute polnische Neumark östlich der Oder – kamen Schnitzaltäre, liturgische Geräte, Paramente, Messbücher und dergleichen in die Sammlung des Museums und können noch heute einen Überblick über die mittelalterliche Kunst des Landes geben. Zuweilen stößt der kundige Museumsbesucher auch auf Bekanntes: Zahlreiche originale Bauteile sind in den 1908 fertiggestellten und eröffneten Museumsneubau, der gefühlvoll die märkische Architektur nachempfindet, integriert. Dem Kundigen wird vielleicht ein Terrakottaformstein mit der berühmten Choriner Ranke über der Durchfahrt in den Hof des Museums ins Auge fallen. Auch in der großen Halle und in der gotischen Kapelle finden sich neben nachempfundener Bauplastik des Berliner Bildhauers Ignatius Taschner immer wieder Originale. Im Untergeschoss beispielsweise eine originale Holztür aus der Kirche zu Börnicke (Landreis Barnim). In einigen Fenstern befinden sich Reste von Glasmalereien aus der Berliner Nikolaikirche und in der großen Halle zahlreiche Renaissance-Grabsteine aus verschiedenen märkischen Kirchen. Doch Achtung: Bisweilen handelt es sich nur um Gipsabgüsse! Dies gilt etwa für einen Kindergrabstein aus Ketzür (Landkreis Potsdam-Mittelmark). Ein Nachbau ist auch das mächtige Sakramentshaus aus der Wittstocker Marienkirche, das vom Vorbild kaum zu unterscheiden ist. Original und Kopie durchdringen sich überall im Märkischen Museum, auch in den Räumen mit den Zeugnissen sakraler Kunst. Eingelassen in die Wandvertäfelung eines kleinen Raumes finden sich Kopien von Heiligenfiguren aus Alt Krüssow (Landkreis Prignitz). Bei der Konzeption des Museums kam es darauf an, eine anschauliche und stimmungsvolle Ausstellung zu zeigen. So konnte auch auf Kopien zurückgegriffen werden, wenn das Original nicht zur Verfügung stand.

In ihrer Fülle und Vielfalt sind die Sammlungen des Märkischen Museums nicht nur ein einzigartiges Zeugnis der Verbundenheit der Berliner mit der Mark und des Bestrebens, der gemeinsamen Geschichte und Kultur ein Denkmal zu setzen, sondern auch ein Beleg für den regen Austausch von Kunstgegenständen.

Märkisches Museum, Tordurchfahrt mit Spolien, darunter Fragment der „Choriner Ranke", Foto: Peter Knüvener

Der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

lädt ein

Donnerstag, 23. April 2009
um 19.30 Uhr

Dorfkirche Mühlenbeck
(bei Berlin-Pankow) S-Bhf. Mühlenbeck-Mönchmühle, 2 km Fußmarsch oder Autobahnabfahrt Mühlenbeck / Berliner Ring

BENEFIZKONZERT

Johann Sebastian Bach:
Die Kunst der Fuge, BWV 1080

Akademie für Alte Musik Berlin

Konzertmeister:
Stephan Mai

Der Erlös des Konzertes ist bestimmt für den Ausbau des alten Pfarrhauses in Lebusa (Landkreis Elbe-Elster) zum Orgel- und Kulturzentrum. In der Dorfkirche von Lebusa befindet sich ein Instrument des Freiburger Orgelbaumeisters Gottfried Silbermann von 1727/29.

BERLIN FÖRDERKREIS ALTE KIRCHEN BRANDENBURG

Thomas Langer

Steinerne Zeugen verlassener Orte

Wüstungskirchen im Landkreis Potsdam-Mittelmark

Thomas Langer ist seit 1980 ehrenamtlich im Denkmalschutz engagiert und arbeitet seit 1992 hauptberuflich als Denkmalpfleger.

Kartenausschnitt aus der Landesaufnahme durch Öder-Zimmermann (1626), Archiv Langer

In der kunsthistorischen und bauarchäologischen Literatur, die sich in vielfältiger Weise den großen Sakralbauten wie Kloster- oder Bischofskirchen widmet, spielen die kleinen Stadt- und Dorfkirchen wie auch die Hospitalkapellen eine eher untergeordnete Rolle. Dabei sind sie oftmals die einzigen Zeugnisse mittelalterlicher Baukultur und verraten viel über ihre Erbauer. Ländliche Kirchen gewähren bis heute bedeutende Einblicke in die Siedlungs-, Verfassungs-, Kirchen-, Wirtschafts- und Baugeschichte. Sie werden nicht nur als Denkmäler und Kunstobjekte betrachtet, sondern als bedeutende historische Quellen angesehen.

Die zahlreichen Kirchen im Landkreis Potsdam-Mittelmark, deren Baugeschichte zumeist auf das hohe und späte Mittelalter zurückgeht, prägen die Silhouetten von Dörfern und Städten auch noch nach Jahrhunderten. Sie bestimmen das Bild einer Landschaft, die bereits im Zuge des hochmittelalterlichen Landesausbaus nachhaltig verändert wurde. Selbst als Ruinen aufgelassener Dörfer beeindrucken diese Bauwerke noch immer und geben uns Auskunft über die verschwundenen Orte. Im 12. und 13. Jahrhundert entstanden zahlreiche neu gegründete Städte und Dörfer, der Hohe Fläming erfuhr seine höchste Siedlungsdichte. Diese verlor er jedoch bereits wieder im späten Mittelalter in Folge einer Agrarkrise, die zur Aufgabe zahlreicher Ortschaften führte. Im Zuge des spätmittelalterlichen Wüstungsprozesses gab man nahezu die Hälfte der Siedlungen wieder auf.

Ältere Landkarten als wichtige Quellen der Wüstungsforschung vermitteln nicht nur die Lage ehemaliger Dörfer, sondern verweisen mitunter auf erwähnenswerte Besonderheiten. Eines der herausragenden frühen Kartenwerke ist die Kursächsische Landesaufnahme durch Öder-Zimmermann, welche in den Jahren 1586 bis 1633 im ehemaligen Kurfürstentum Sachsen entstand. Damit ist für den südlichen Teil des Landkreises, der bis 1815 zu Sachsen gehörte, eine bedeutende Quelle überliefert. Oft findet man Einträge, die auf ehemalige Dörfer verweisen. Als Beispiele sind die in einem Waldgebiet nördlich von Belzig dicht beieinander liegenden Wüstungen Frauendorf, Kannendorf und Pols zu nennen. Auf der Karte ist sowohl bei Kannendorf als auch bei Pols die Darstellung einer Kirche und der jeweilige Vermerk „Alte Kirche“ zu erkennen.

Noch heute gibt es in den Forsten des Flämings Kirchenruinen, deren Mauerwerk mehr oder weniger erhalten ist. Ein erstes Beispiel dafür ist Dangelsdorf: Der vermutlich im späten 14. Jahrhundert wüst gefallene Ort liegt an einem alten Verbindungsweg zwischen Görzke und Werbig. Von der ehemaligen Dorfstelle kündet eine Kirchenruine mit hoch aufragenden Giebeln aus Feldstein, die teilweise noch von den Resten einer Kirchhofsmauer eingefriedet ist. Die Grundmauern deuten auf einen Bau mit lang gestrecktem Saal und Giebelturm im Westen. Eine Staffelung unterschiedlicher Funktionsbereiche, etwa ein eingezogener Chor oder eine Apsis, ist am äußeren Mauerwerk nicht zu erkennen. Erst mit der Sanierung des einsturzgefährdeten Mauerwerks konnte der gesamte Baukörper oberflächig frei gelegt werden. Auf der Nordseite wurden zwei Mauerausparungen vorgefunden, die als Zugang in den Gemeindesaal bzw. in den Priesterraum dienten. Durch die ehemaligen Portale ist trotz der Schlichtheit und Gleichförmigkeit des Bauwerkes eine funktionale Zweiteilung des lang gestreckten Kirchenbaus sichtbar. Diese zeichnet sich nach der Freilegung

Kirchenruine Dangelsdorf, Foto: Thomas Langer

Ansicht der Altarschranke in Dangelsdorf von Osten, Foto: Thomas Langer

auch im Innern ab. Ein längsrechteckiger Saal wird im Osten durch etwa einen Meter mächtiges, quer verlaufendes Feldsteinmauerwerk begrenzt. Jeweils rechts und links davon befinden sich Durchgänge. Gemauerte Anschläge lassen hier einstige Türen oder Klappen vermuten, die den Saal von dem nur dem Priester zugänglichen Bereich trennten und verschließbar machten. Durch das frühe Wüstfallen des Dorfes ist mit den im Boden konservierten Mauerresten ein vorreformatorischer Bauzustand überliefert. So wird uns die von der alten Liturgie geforderte Trennung der Gemeinde vom Priester während des Gottesdienstes baulich vor Augen geführt. Gemeinde- und der Priesterraum (Sanktuarium) wurden durch eine Schranke von einander geschieden. An vielen Dorfkirchen finden sich noch die etwa einen Meter hohen Türanschläge der einstigen Schranken im Triumphbogen, jedoch fehlt der mittlere geschlossene Teil generell, da er im Zuge der Reformation aus den Kirchen entfernt wurde. Durch die Gliederung mit eingeengtem Chor folgt die Kirche genauso dem liturgischen Gedanken der Hinleitung zum Allerheiligsten, dem Altar. Im Ostgiebel der Dangelsdorfer Kirche befindet sich nur ein kleines Fenster. Der damit verbundene, an unseren heutigen Maßstäben gemessene geringe Lichteinfall, sorgte im Mittelalter für eine entsprechende feierliche Stimmung.

Die Wälder zwischen Wiesenburg und Görzke bergen die Kirchenruine des um 1419/20 bereits als wüst bezeichneten Dorfes Elsholz. Der Ortsname ist mittelniederdeutsch und bedeutet „Siedlung am Erlengehölz, -wald". Dieses Erlengehölz war Teil des einstigen Urwaldes, den die Siedler im 12./13. Jahrhundert hier vorgefunden haben.

Heute sind Dorf und Feldmark gänzlich in Forst aufgegangen. Die Ruine der Kirche zeigt sich als hoher Schutthügel, bestehend aus Feldsteinen und Kalkmörtelresten. Zu erkennen sind die Grundmauern des Saales sowie der Gemeindeeingang auf der Nordseite. Ob es sich um einen einfachen Saalbau handelte oder ob im Osten noch eine Apsis oder Chorerweiterung vorhanden war, ist wegen der Verschüttung schwer festzustellen. Der Grundriss verweist auf eine kleinere Feldsteinkirche. Damit gehörte Elsholz möglicherweise zu jenen Siedlungen mit geringerem Hufenland, deren wirtschaftliche Kraft nicht ausreichte, um die Agrarkrise zu überstehen.

Auf halber Strecke zwischen Belzig und Wiesenburg liegt das Gutsdorf Klein Glien. Nur etwa einen Kilometer südlich davon befindet sich die Wüstung Groß Glien. Während das Dorf wohl 1388 noch bewohnt war, wird es 1419/20 als wüst bezeichnet. Wie die meisten Siedlungen auf dem Gebiet des heutigen Landkreises besaß auch Groß Glien eine Kirche, deren Ruine unweit südlich des noch wasserführenden ehemaligen Dorfteiches erhalten blieb. Von den überwiegend verschütteten Grundmauern sind nur einige Steinlagen zu erkennen, die einen dreiteiligen Feldsteinbau, bestehend aus Saal, Altarraum und Apsis vermuten lassen. Gemessen an anderen, noch bestehenden, Dorfkirchen ist dieser Bau kleiner. Hier wird die Überlegung interessant, in welchem Verhältnis die Größe der Kirche zur Hufengröße und somit zur wirtschaftlichen Kraft des Dorfes stand. Schließlich ist auch Groß Glien eines der Dörfer, die im Wüstungsprozess aufgegeben und verlassen wurden.

Einige Wüstungen wurden im ausgehenden Mittelalter und in der Neuzeit wieder besiedelt. Teilweise entstanden Vorwerke, die an die umliegenden Güter der Umgebung gebunden waren. Auf der Wüstung Groß Glien wurde 1554/1575 eine Schäferei errichtet und 1624 ist ein Vorwerk erwähnt, dessen Reste noch heute erkennbar sind. Es ist wahrscheinlich, dass die nicht mehr genutzte Kirche zur Gewinnung von Baumaterial dafür diente. Ähnlich ist die Kirche Dangelsdorf zu Teilen abgebrochen worden, als das südlich der alten Dorfstelle an der Straße nach Görzke gelegene Vorwerk errichtet wurde.

Weitere Dorfwüstungen geben ihre einstigen Kirchenstandorte nur noch durch hügelige Erhebungen und Bodenfunde zu erkennen. Ge-

Anzeige

Kirchenruine („Kloster“) in Niemegk, Foto: Thomas Langer

rade die Flämingregion dürfte durch den hohen Wüstungsanteil im ausgehenden Mittelalter von ungenutzten Kirchen förmlich übersät gewesen sein. Dass man sie nicht zeitnah mit dem Verlassen der Dörfer abgebrochen hat, wird beispielsweise an den wieder besiedelten Orten Lübnitz, Benken, Hohenlobbese, Reppinichen, Groß Briesen oder Groß Marzehns deutlich. Diese Orte besitzen mittelalterliche Feldsteinkirchen, die über einen längeren Zeitraum wohl unbeschadet gestanden haben, ohne dass sie sakral genutzt wurden. Nach der Wiederbesiedlung der wüsten Feldmarken in der frühen Neuzeit wurden hier wieder Gottesdienste gefeiert.

Im zentralen Hohen Fläming, zwischen Medewitz und Stackelitz (Sachsen-Anhalt), befindet sich an der Landesgrenze im Anhaltinischen die Dorfwüstung Schleesen. Die heute völlig bewaldete Dorfstelle besitzt ebenfalls eine Kirchenruine, von der noch vor wenigen Jahren beide Giebel erhalten waren. Ähnlich wie bei Dangelsdorf handelte es sich hier um einen Saalbau des späten Mittelalters ohne äußere Gliederung und wie dort gab es im Ostgiebel ein Fenster, während der Westgiebel ohne Öffnungen als Turmgiebel aufgeführt ist.

Neben den wüsten Dorfkirchen gibt es im Landkreis auch eine wüste Stadtkirche, das so genannte „Kloster“ in Niemegk. Das Gebäude steht am Südende der Stadt, unmittelbar an der heutigen Großstraße. Der Westgiebel ordnet sich in die Straßenflucht ein. Direkt angeschlossen war das einstige Stadttor; die Südmauer war in den Verlauf der Stadtmauer eingebunden. Chor oder Apsis fehlen, so dass bereits bauzeitlich von einem geraden Ostabschluss auszugehen ist. Das Feldsteinmauerwerk wurde relativ regelmäßig gesetzt und die verwendeten Steine weisen Spuren der Bearbeitung auf. Auf Grund der baulichen Befunde kann die Errichtungszeit noch im 13. Jahrhundert vermutet werden. Möglicherweise steht der Kirchenbau im Zusammenhang mit einer Stadterweiterung, ein Kloster ist in Niemegk jedenfalls nicht zu belegen. Somit bleibt die eigentliche Bestimmung des Gotteshauses der weiteren Forschung vorbehalten. Spätestens im Jahr 1628 gab man die sakrale Nutzung auf, denn das Gebäude wurde in jenem Jahr zu einem Wohnhaus umgebaut.

Als Zeugnisse der mittelalterlichen Baukultur genießen Kirchen einen besonderen Schutz. Das trifft ebenso für jene baulichen Hinterlassenschaften zu, die sich als Kirchenruinen aufgelassener Dörfer erhalten haben. Sie alle stellen Unikate dar, deren Verlust unwiederbringlich wäre. Ziel des Denkmalschutzes ist deshalb der Erhalt jener eindrucksvollen Geschichtszeugen durch Sanierung und Konservierung. In den kommenden Jahren werden Kirchen weiterhin Schwerpunkt von Erhaltungsmaßnahmen bilden und darüber hinaus im Mittelpunkt der Forschung stehen. Dabei ist der Suche nach dendrochronologisch auswertbaren Bauhölzern neben der archäologischen Forschung besondere Priorität einzuräumen. Vielleicht wird es damit gelingen, die verbreitete Vorstellung vom „finsteren“ Mittelalter etwas zu relativieren, denn zahlreiche Innovationen lassen sich mit dieser Epoche in Verbindung bringen.

Anzeige

Hartmut Kühne

Der Tisch des Herrn

Funktionswandel und Gestalt des christlichen Altars

Hartmut Kühne, Theologe, ist wissenschaftlicher Assistent an der Theologischen Fakultät der Humboldt Universität Berlin.

Der Altar ist bis heute das markanteste Ausstattungsstück der meisten Kirchen. In vielen brandenburgischen Dorf- und Stadtkirchen stammen die Altäre aus dem späten Mittelalter, obwohl die Kirchen nach der Reformation eine tiefgreifende Umgestaltung erfuhren. Dieser Beitrag geht der Frage nach, welche Funktionen mit diesem besonderen Ausstattungsstück verbunden waren.

Die Luckauer Nikolaikirche verfügt über eine außerordentlich reiche Innenausstattung, die vor allem aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt, als die Stadt nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges wieder zu wirtschaftlichem Wohlstand kam. Unter den vielen bemerkenswerten Ausstattungsstücken findet sich an einem Pfeiler des Kirchenschiffs das Epitaph für den 1689 verstorbenen Johannes Stegemann. Das für das Epitaph verwendete Bild ist wohl älter und war ursprünglich für einen anderen Zweck geschaffen worden. Es zeigt den Blick in einen weiten Kirchenraum, in dem gleichzeitig verschiedene Handlungen stattfinden: eine Kindertaufe, eine Predigt, im Hintergrund links hört ein Pfarrer im Gestühl sitzend die Beichte und rechts wird eine Ehe geschlossen. Im Vordergrund auf einem Podest stehen durch Wappen und kleine Inschriften gekennzeichnete Personen: links sieben Fürsten, rechts vier Vertreter von Reichsstädten. Die lateinische Unterschrift erklärt die Darstellung: „Das in Augsburg Karl vorgelesene Bekenntnis Luthers / welches der höchste Gott im Himmel rein bewahren wird“. Die dargestellten Figuren sind also jene Reichsstände, die im Jahr 1530 auf dem Augsburger Reichstag dem Kaiser ihr Bekenntnis vorlegten. Diese „Confessio Augustana“ gab der von Wittenberg ausgehenden, „lutherischen“ Reformation ein verbindliches theologisches und reichsrechtliches Profil und bestimmt bis heute das Selbstverständnis der lutherischen Kirchen. Das Luckauer Bild gehört zu den (lutherischen) Bekenntnisbildern, einem Bildtypus, der seit dem Ende des 16. Jahrhunderts das Selbstverständnis des Luthertums einprägsam ausdrückte. Dies geschah sowohl im Hinblick auf das 1530 niedergeschriebene Bekenntnis, das man rein bewahren wollte, als auch im Hinblick auf die kirchliche Praxis, deren wesentliche Vollzüge in der Darstellung vor Augen geführt werden. Von großer Bedeutung ist der Altar im Vordergrund – ein für die Bekenntnisbilder immer zentrales Motiv. An diesem Altar teilen Luther und Melanchthon an zwei kniende Kommunikanten das Abendmahl aus. Hinter dem Altar stehen die Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas sowie der Apostel Paulus und weisen auf eine Tafel, auf der die Einsetzungsworte des Abendmahls nach der neutestamentlichen Überlieferung geschrieben sind. In dem Buch auf dem Altartisch erscheint das Vaterunser als das dem Abendmahl zugeordnete Gebet. Auf dem Altartisch links befindet sich eine Hostiendose, rechts ein Kelch, in den hinein sich das Blut der Seitenwunde Christi ergießt. Diese Bildkomposition macht schlaglichtartig deutlich, dass sich lutherisches Selbstverständnis im 17. Jahrhundert in einem starken Maße durch den Altar als Ort des Abendmahls definierte – mindestens ebenso stark, wie durch die Kanzel als Ort der Predigt. Der Altar und das hier vollzogene Abendmahl grenzten die eigene Konfession nach zwei Seiten ab: Im Gegensatz zu den Katholiken empfängt die Gemeinde Brot und

Epitaph Stegemann aus der Luckauer Nikolaikirche, Foto: HBPG

Dorfkirche Riedebeck (Dahme-Spreewald), Blockaltar mit spätgotischem Kruzifix, Foto: Steinhagen (Luckau)

Wein. Anders als die „Calvinisten" bestanden die Lutheraner jedoch auf der realen Anwesenheit Christi im Abendmahl. In der reformierten bzw. „calvinistischen" Praxis wurde das Abendmahl als Erinnerungsmahl an einem Abendmahlstisch gefeiert. Gegen dieses „zeichenhaft" verstandene Sakrament setzten die Lutheraner den „wirklichen" sakramentalen Genuss von Fleisch und Blut Christi. Das wurde durch die Feier am Altar in seiner traditioneller Gestalt ausgedrückt, denn der Altar stellt einen besonders geheiligten Ort dar. Dies hat mit dazu beigetragen, dass in vielen lutherischen Kirchen mittelalterliche Altäre bis heute erhalten blieben.

Woher stammt diese besondere Heiligkeit des Altars? Der Altar gehört zu den ganz wenigen Ausstattungsstücken, die bereits für die ältesten Kirchen der Antike bezeugt sind. Schon in den Schriften des Neuen Testaments ist von dem „Tisch" die Rede, an dem sich die gottesdienstliche Mahlfeier vollzog. Unklar ist, wann genau aus jenem „Tisch", der nach der gottesdienstlichen Feier wieder anderen Zwecken dienen konnte, jenes Möbel wurde, das allein für die Feier des Abendmahls bestimmt war. Seine besondere ‚Heiligkeit' erhielt der Altar jedenfalls durch die Funktion bei der Feier des Abendmahls. Die ‚Heiligkeit' des sakramentalen Brotes und Weines übertrug sich gewissermaßen auf das Möbel, auf dem sie während des Gottesdienstes standen. Daher galt auch lange Zeit die erste Abendmahlsfeier als Weihe des Altars ohne dass es dazu einer weiteren Handlung bedurfte. An diese altkirchliche Tradition hat die katholische Kirche nach dem II. Vatikanischen Konzil wieder angeknüpft.

Bereits im Verlauf des 1. Jahrtausends setzte sich neben der Feier des Abendmahls eine zusätzliche Weihehandlung für den Altar durch, die in Anlehnung an die Taufe in einer Waschung des Altars mit Wasser und der anschließenden Einreibung mit geweihtem Öl bestand. An diese Handlung erinnern die häufig in die Altarplatte an den vier Ecken und in der Mitte eingeschriebenen Weihekreuze.

Schon seit dem 4. Jahrhundert wurde der Altar immer stärker mit der Reliquienverehrung verbunden, was ihn unabhängig von der Feier des Abendmahls zu einem heiligen Ort machte. In der Offenbarung des Johannes 6, 9-11 wird eine Vision des himmlischen Altars geschildert, nach der sich die Seelen der Märtyrer unter diesem Altar befinden. An diese Bibelstelle konnte man anknüpfen, als im Umfeld der sich damals entfaltenden Märtyrer- und Heiligenverehrung gelegentlich Altäre über den Gräbern von Märtyrern errichtet wurden. Die Verbindung von Altar und Heiligengrab war zunächst eine Ausnahme, wurde aber an besonders markanten Orten, zum Beispiel in der römischen Peterskirche, praktiziert. Erst die Entnahme von Knochen oder anderen Reliquienpartikeln aus den Gräbern machte es im Frühmittelalter möglich, dass die Verbindung zwischen Altar und Heiligenreliquien sich immer weiter verbreitete. Seit der karolingischen Zeit wurde die Einfügung von Reliquien schließlich eine für alle Altäre selbstverständliche Forderung. Jeder Altar wurde zu einem Reliquienbehälter, dessen Heiligkeit nicht mehr allein durch die Abendmahlsfeier begründet wurde. Auch deshalb setzte sich im Mittelalter der massive Blockaltar durch, dessen nur wenig überstehende Platte („Mensa") auf einem geschlossenen Unterbau („Stipes") ruht.

Dorfkirche Riedebeck, Weihekreuz in der Altarplatte, Foto: Steinhagen (Luckau)

Die bestimmende Tischform blieb auch in dem meist steinernen Blockaltar erkennbar. Erst im 13. Jahrhundert begann das bis dahin gelegentlich vorhandene, aber nicht notwendige, Altarzubehör seine gesamte Gestalt zu verändern. Das sogenannte „Retabel", wörtlich die „rückseitige Tafel", nahm immer größere Dimensionen an, um schließlich im gotischen Flügelaltar eine bis heute idealtypische Form zu finden. Die Retabel der zentralen Hochaltäre zeigten oft ein großes heilsgeschichtliches Bildprogramm. Auf denen der Nebenaltäre ist häufig die mit ihnen verbundene Stiftergruppe erkennbar, sei es durch die dargestellten himmlischen Patrone oder auch durch Stifterfiguren. Sie funktionierten gewissermaßen wie Firmenschilder, die zeigten, in wessen Auftrag hier die Messe gefeiert wurde.

Obwohl gerade die Form des gotischen Flügelaltars im Rückblick als typisch für den spätmittelalterlichen Frömmigkeitsstil gelten darf, hielt die lutherische Reformation an diesem Altartypus fest. Freilich verzichtete man bei Neuschöpfungen auf die Möglichkeit der Wandlung von Alltags- und Festtagsseite durch Umklappen der Flügel.

Um den Ort des Abendmahls auszuweisen, sollte der Sockel zwischen Altarmensa und dem eigentlichen Altarbild – die Predella – eine Abendmahlsdarstellung tragen. Dieser typische Bildaufbau findet sich bei den großen reformationszeitlichen Neuschöpfungen, angefangen bei dem Schneeberger Altarretabel der Cranachwerksstatt von 1539. In brandenburgischen Dorfkirchen lassen sich noch viele gotische Altarretabel entdecken, deren Predella mit einer Abendmahlsdarstellung ergänzt oder umgestaltet wurde.

Norbert Pflug

Maria Magdalena in der Prignitz

Die Dorfkirche in Groß Welle

Norbert Pflug lebt als Pfarrer im Ruhestand in Groß Welle (Prignitz).

Dorfkirche Groß Welle (Prignitz) von Westen, Fotos: Norbert Pflug

Die Dorfkirche in Groß Welle (Landkreis Prignitz) ist in kunstgeschichtlichen Abhandlungen bisher nur oberflächlich behandelt worden. Erstmals hat sich 1999 Uwe de Maizere in seiner Diplomarbeit aus denkmalpflegerischer Sicht gründlicher mit dem Bau beschäftigt. Da diese Arbeit jedoch in der Tiefe irgendeiner Fachbibliothek verschwand, ist es an der Zeit, seine Erkenntnisse zu nutzen und sie zusammen mit weiteren kunstgeschichtlichen Überlegungen und Entdeckungen vorzustellen.

Die Dorfkirche von Groß Welle ist ein sorgfältig gefügter Feldsteinbau aus der Zeit um 1250, gegliedert durch die noch gut erkennbare „märkische Ritzfuge". An den Fenster- und Portalgewänden wurde bereits zur Bauzeit Backstein als Zierelement verwendet.

Zumindest geplant war ein querrechteckiger Westturm, die 2,40 Meter starken Wände im Westteil der Kirche waren als Unterbau gedacht. Sollte der Turm jemals ausgeführt worden sein, ist er spätestens im Dreißigjährigen Krieg zerstört worden, die jetzige Giebelgestaltung zeigt barocke Formen.

Das Westportal bildete den ursprünglichen Eingang für die Gemeinde. Ihr Weg führte durch die Turmhalle, die von einer Tonne aus Feldstein überwölbt war, durch das heute vermauerte Innenportal in das Langhaus. Der heutige Eingang liegt auf der Nordseite.

Das Kirchengebäude steht etwas zurückgesetzt von der Dorfstraße und wendet dem Dorf die Ostseite zu, deren Giebel weitaus großzügiger gestaltet ist als bei den Dorfkirchen der Umgebung. Eine Gruppe von drei schmalen, lanzettförmigen Spitzbogenfenstern zieht den Blick auf sich. Oberhalb des größeren Mittelfensters ist eine kreuzförmige Blendnische sichtbar, beidseitig der Kreuzarme befinden sich Spitzbogenblenden. Dieser Blendenschmuck erinnert an die Umrisse einer Triumphkreuzgruppe.

Die Groß Weller Kirche hat mit den benachbarten Bauwerken in Kletzke und Krampfer sowie in dem weiter entfernten Gulow eine ungewöhnliche Gemeinsamkeit, die auf dieselbe Bauhütte hinweisen könnte: Alle diese Kirchen sind über dem Feldsteinsockel mit einem umlaufenden Sockelsims aus Backstein versehen.

In Groß Welle ist der Sims reicher gestaltet als bei den anderen. Hier besteht er an der Ost- und Westseite aus gekehlten Steinen, die abwechselnd glasiert und unglasiert sind, an der Nord- und Südseite finden sich durchgängig glasierte Steine mit einem Viertelkreisprofil. An der

Südseite haben sich die Glasuren gut erhalten, während sie im Norden stark verwittert sind.

Der Innenraum wird von einem stattlichen Kanzelaltar in Form eines antiken Säulenportikus dominiert, der anhand von Stilvergleichen mit großer Sicherheit dem Havelberger Bildschnitzer Heinrich Joachim Schultz zugeschrieben werden konnte. Er ist ein Musterbeispiel des protestantischen Barock und in seiner Größe wohl einmalig für eine Dorfkirche in der Prignitz. Die Bibelsprüche am Kanzelkorb stellen das Wort sichtbar über das Sakrament, denn erst durch die Predigt wird der Glaube an Gott in seinem Sohn Jesus Christus und an die Wirksamkeit der Sakramente geweckt. Eine Engelsfigur am Schalldeckel verweist auf den Übergang zwischen Himmel und Erde, ein Pinienzapfen steht für das ewige Leben in Gottes Reich. Über den Altarsäulen sind die Wappen der Stifter angebracht. Links vom Betrachter findet sich das Wappen des damaligen Patronatsherren von Graevenitz, rechts das seiner Frau, einer geborenen von Angern.

Der Adel verstand sich im Zeitalter des Barock als Träger und Hüter von Glauben und Recht. Seine Wappen oberhalb der Säulen – zwischen Himmel und Erde – zeigen, wer die Macht hat und von wo er sie empfangen hat. Über dem Adel steht nur noch Gott.

Kanzelaltar von 1736

Aus der Havelberger Werkstatt des Heinrich Joachim Schulz stammen vermutlich auch die 1715 errichtete Empore sowie das Gemeindegestühl. Gegen den ausdrücklichen Willen der Gemeinde hat in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts der damalige Pfarrer die barocken Gestühlswangen abgesägt, das Gestühl mit fußbodenbrauner Farbe sowie die Empore und das Gebälk mit „Reichsbahngrau" verunzieren lassen. Daraufhin trat der gesamte Gemeindekirchenrat zurück und besuchte den Gottesdienst im Nachbarort. Erst vor kurzem wurde der farbliche Makel beseitigt. Herr Pfeifer, pensionierter Landwirt und Mitglied des heutigen Gemeindekirchenrates, empfand die Köpfe der Gestühlwangen aus dem Gedächtnis nach und stellte so einen der ursprünglichen Fassung ähnlichen Zustand wieder her.

Das jedoch, was der Groß Weller Kirche eine überregionale kunsthistorische Bedeutung verleiht, ist größtenteils unter der Tünche der Jahrhunderte verborgen. Im Laufe der Jahre witterten die vielfachen Übermalungen der Kirchenwände ab, die organische Schlemmkreide ist im unteren Teil durch Schimmel und Nässe nachgedunkelt. So entstand eine malerische Struktur, deren Farbgestaltung von Rotbraun über Ockergelb bis ins Weiß reicht.

Wer näher hinschaut, erkennt jedoch an den Wänden sowie um die Tür- und Fensteröffnungen aus dem 13.Jahrhundert stammende Ritzzeichnungen – von dieser Fülle und mit ihren deutlich erhaltenen Farbfassungen fast einmalig in einer brandenburgischen Kirche! An der Nordseite treten sie infolge starker Abwitterung durch Nässe klar hervor. An der Südseite und an allen anderen Fenster- und Türöffnungen werden sie im Streiflicht sichtbar. An schwer zugänglichen Stellen unter der Decke haben sich ziegelrote Farbreste eines umlaufenden Frieses erhalten. Einen weiteren Fries bilden im unteren Wandteil neun Kreise in Doppelritzungen mit einem Durchmesser von 76 Zentimetern, auf denen Weihekreuze ruhen.

Als einzige erhaltene Figur ist an der Nordwand in Altarnähe die Ritzzeichnung einer Frau zu erkennen, die ein Behältnis in der Hand hält

Ritzzeichnung an der Nordwand: Maria Magdalena mit Salbbüchse

und auf einer bootsähnlichen Form steht.

Der Höhepunkt jedoch ist nur vom Dachstuhl aus sichtbar, der 1623 unter Verwendung älterer Balken erneuert wurde. Statt der ursprünglichen Holztonne begnügte man sich damals mit einer billigeren Flachdecke. So blieben im darüber liegenden Halbrund der Ostwand Malereien aus dem 13. Jahrhundert unversehrt erhalten. Ein akanthusartiger Wellenfries rahmt das Mittelfenster. Die Umrisse der Bemalung wurden in den weißen Putz geritzt und die Rücklagen anschließend rot bemalt. Eine ähnliche Bemalung befindet sich an der oberen Kante des früheren Rundbogenabschlusses. Die beiden Seitenfenster der Dreifenstergruppe sind von einem Fries aus sich berührenden Herzen umgeben. Ähnliche Friese nimmt man im Streiflicht auch als Umrahmungen der Türöffnungen und Blendnischen in der Kirche wahr.

Beim Säubern der Kirche vor ihrer Wiedereinweihung 2002 wurden an der Innentür der Sakramentsnische unter einer Lehmtünche Reste einer Bemalung entdeckt. Es handelt sich hier um zwei Figuren, von denen die rechte die Zeiten besser überdauerte. Sie stellt eine Frau dar, die über einem roten Kleid eine grüne Mantille trägt. Unter dem Kleid sieht ein fein gemalter Fuß hervor. Deutlich sind Gesicht, Hals und Lippenansatz zu erkennen. Die linke Figur ist nur

bis zur Hüfthöhe erhalten. Eine Restauratorin des brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege hat die Farbreste gereinigt und gefestigt. Sie bestätigte, dass die weibliche Figur Maria Magdalena darstellen könnte. Dann dürfte die linke Figur Jesus sein: Der Auferstandene erscheint nach dem Johannesevangelium vor Maria Magdalena. Sie wendet sich ihm zu und will ihn berühren. Er jedoch wehrt sie ab: Noli me tangere! – Rühr mich nicht an. An diesem Ort ist das eine probate Aussage, denn die hier verschlossenen, geweihten Hostien – der Leib des Herrn – wurden im Mittelalter häufig gestohlen, um mit ihnen allerlei Magie zu treiben. „Fass mich nicht an!" Das wäre eine wirksame Warnung für jeden, der unbefugt die Tür öffnen wollte.

Da sie in eine Nische eingearbeitet ist, kann man die Sakramentstür nicht aus den Angeln heben. Durch diesen Glücksumstand blieb sie über die Jahrhunderte erhalten. Ihre qualitätsvolle Bemalung ist zwischen 1380 und 1420 zu datieren.

Da die Frauenfigur an der Sakramentstür als Maria Magdalena identifiziert wurde, könnte jene Ritzfigur an der Nordwand dieselbe Heilige darstellen. Ihr Symbol ist die Salbbüchse. Der Legende nach ist sie in Saintes-Maries-de-la-Mer in der Provence gestrandet - was auch die Darstellung eines Bootes erklärt. Vielleicht war die Groß Weller Kirche also der Maria Magdalena geweiht?

Die umfangreich erhaltene Ausmalung der Dorfkirche in Groß Welle stellt in Brandenburg etwas ganz Besonderes dar. Eine Restaurierung der ursprünglichen Fassung würde ein bedeutendes Zeugnis der Gestaltung frühmittelalterlicher Kirchenräume bewahren. Die winzige Kirchengemeinde in Groß Welle ist dazu jedoch nicht in der Lage. Gefragt sind solvente und interessierte Helfer, denen eine Kirche nicht nur Versammlungsraum der christlichen Gemeinde ist, sondern auch ein erhaltenswertes geschichtliches Kulturobjekt. Stellen wir uns die staunende Ehrfurcht der damaligen Christen vor, wenn sie aus ihren strohgedeckten Hütten kamen und vor diesem großen festen Haus in all seiner Pracht standen. Welch ein erhabenes Gefühl! Und in unserer Zeit sollte es nicht gelingen, dies zu erhalten?

Tür der Sakramentsnische (Detail)

Kunst und Kultur in brandenburgischen Dorfkirchen

Seit dem Herbst 2007 leitet der Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. das Projekt „Kunst und Kultur in brandenburgischen Dorfkirchen", das durch die Kulturstiftung des Bundes gefördert wird. Wir erhoffen uns durch das Projekt eine Stärkung der soziokulturellen Strukturen in ländlichen Regionen, eine Öffnung der Kirchengebäude für Kunst und Kultur sowie eine Vernetzung der Kirchengemeinden, Fördervereine und Kommunen mit Künstlern und Kulturinitiativen. Etwa 30 dezentrale Veranstaltungen und Veranstaltungsreihen – vom Konzert bis zur Lesung, vom Theater über Ausstellungen bildender Kunst bis zum Theater und einer ungewöhnlichen Stampflehmaktion – konnten finanziell gefördert werden.

Als Dokumentation des ersten Projektjahres entstand der Film „Alte Orte – neues Leben" des Filmemachers Otto Wynen. Gegen eine Schutzgebühr in Höhe von 5 Euro können Sie die DVD bei uns bestellen.
Am 10. und 11. Oktober 2009 findet in Belzig (PM) die Abschlusstagung des Projektes statt, verbunden mit dem Besuch verschiedener Kulturveranstaltungen in Kirchen der Region, interessanten Referaten und einer Exkursion. Das Programm dieser Tagung sowie weitere Informationen zum Thema „Kunst und Kultur in brandenburgischen Dorfkirchen" schicken wir Ihnen auf Wunsch gern zu.

Projektleitung:
Förderkreis Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.
c/o Wolf-Dietrich Meyer-Rath
Kranzallee 3, 14055 Berlin
Tel: 030-30818487, Fax: 030-30818488
E-Mail: w.d.meyer-rath@t-online.de
www.kunst-kultur-in-dorfkirchen.de

Christa Jeitner

Goldbrokat und Seidenglanz

Die Kasel – ein Kirchengewand nicht nur vor der Reformation

Christa Jeitner ist bildende Künstlerin und Textilrestauratorin. Sie betreute drei Jahrzehnte den Gewänderschatz im Brandenburger Dom und ist Hauptautorin und Projektleiterin des Bestandskatalogs.

In der Kirche sind wir den schwarzen Talar gewohnt – eine preußische Regelung, während die lutherischen Kirchen Skandinaviens das Messgewand beibehalten haben. Der Talar beherrscht noch keine 200 Jahre den Altarraum, ist er doch erst 1811 bzw. 1817 per Kabinetts-Ordre in verpflichtenden Gebrauch gekommen. Damit verschwand endgültig das farbige Messgewand, nachdem Friedrich Wilhelm I. es im Jahre 1736 schon einmal mit weiteren „papistischen Überbleibseln" abschaffen wollte. Doch wurden zumindest einzelne Exemplare auch später noch in Kirchen aufbewahrt, während historische Textilien aus dem säkularen Bereich längst verbraucht und entsorgt worden sind. Musterbelege solcher Kirchengewänder kauften seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts die neu gegründeten Museen in London, Wien, Paris und Berlin an. Franz Bock, aus dessen Sammlung sie vorwiegend erworben wurden, hatte erkannt, dass gerade in Sakristeien evangelischer Kirchen Norddeutschlands Bestände mittelalterlicher Gewänder unbeachtet „vermodern", wie er es beschrieb. Dass in lutherischen Gebieten Gottesdienste nicht mehr täglich stattfanden, schonte die Messgewänder.

Kasel aus goldgemustertem Seidenstoff um 1400 in unverändertem Schnitt, Marienkirche Gransee, Foto: Dieter Möller

Was sind Messgewänder?

Zum Begriff Messgewand kam es, weil dieses ausschließlich vom Priester getragen wird, während er die Messe, den Abendmahlsgottesdienst, zelebriert. Der ponchoartige mantellange Überwurf des Hirten in der Spätantike, die „Casula", wurde in frühchristlicher Zeit zum Typ des gottesdienstlichen Kleides, angelegt über der Albe, einem sichtbaren leinenen fußlangen Untergewand. Mit der liturgischen Neuerung, die Hostie zu erheben, wurde die Stofffülle der frühen langen Glockenkaseln auf den Unterarmen unpraktikabel, und man begann, das Gewand seitlich zu beschneiden – um 1500 schließlich bis zu den Schultern. Spätmittelalterliche Kaseln der Mark sind bis heute erhalten im gewachsenen Schatz des Brandenburger Domes, in der Brandenburger Gotthardtkirche (heute im Dommuseum) und aus der Brandenburger Katharinenkirche in den Staatlichen Museen zu Berlin; im Prignitz-Museum Havelberg; im Kulturhistorischen Museum Prenzlau aus Städten und Dörfern der Uckermark sowie in der Sammlung märkischen Kunst- und Kulturgutes der „Kirchlichen Abtheilung" im Märkischen Museum, Stiftung Stadtmuseum Berlin. Einige Kaseln befinden sich nach wie vor in Kirchen.

Schönfeld (Uckermark), Detail des Altaraufsatzes aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Foto: Anke Noja

Erscheinungsbild und Ausführung

Messgewänder fertigte man aus unterschiedlichen Stoffen an. Oft sind es Seiden unterschiedlicher Qualität, überwiegend Importe aus Italien. Seiden- und Goldstoffe als Stiftungen des Hochadels an herausragende Kirchen konnten aus dem Orient oder gar dem fernen Osten stammen. Doch gab es auch billige Nachahmungen aus Leinen mit aufgedruckten Mustern. Arras, benannt nach dem Herkunftsort bester Wolltuche, war das Material für die Winterzeit, woraus es im Domschatz Ornate in verschiedenen liturgischen Farben gegeben haben muss. Im späten Mittelalter bildete sich der Brauch heraus, den Kirchenfesten eine Farbe zuzuordnen. So werden Weihnachten und Ostern, der Weihnachtsfestkreis und die österliche Zeit, in Weiß gefeiert, die Bußzeiten Advent und Fasten/Passionszeit in Violett, der Palmsonntag aber, der die Karwoche mit dem Gedenken an das Leiden Jesu einleitet, in Rot, der Farbe des Blutes. Rot als die Feuerfarbe gilt gleichzeitig für das Pfingstfest. Grün steht für die festlose Zeit. Bis heute wird der liturgische Farbkanon beachtet, in evangelischen Kirchen in

Kasel, vermutlich aus einer Klosterwerkstatt, Kulturhistorisches Museum Prenzlau, Foto: Frank Höhler

Kasel aus der Gotthardtkirche zu Brandenburg, heute Dommuseum, Foto: Hans-Uwe Salge

Kasel um 1510 aus Satzkorn, Märkisches Museum, Foto: Carl-Heinz Hatebur

Antependium und Kanzelbehang, den einzigen im Gottesdienst gebrauchten Textilien.

Bis ins Hochmittelalter stand der Priester zum Volk gewendet hinter der Altarmensa, entsprechend waren Kaseln mit Borten um den Halsausschnitt oder auf Nähten und Säumen geschmückt, in Ausnahmen gestickt. Mit der Veränderung der Liturgie bot die Rückenseite der Kasel ein Feld für ein Andachtsbild, meist in Kreuzform, auch wenn nicht der Gekreuzigte, sondern Maria, andere Heilige oder Bildszenen dargestellt waren. Reiche Kirchen besaßen eigens Gewänder für bestimmte Feste und Altäre mit entsprechender Ikonographie. Die Ausführung der aufgesetzten Kreuze ist höchst unterschiedlich. Einheimische Sticker bekamen Aufträge, bei denen sichtlich nur wenig oder billiger Goldfaden verwendet werden sollte. Klöster unterboten selbst diese Handwerker, sie behalfen sich mit selbst gefertigten Posamenten und kopierten Vorlagen. Hingegen kamen für die Memorienkaseln der kurfürstlichen Familie oder deren Geschenke an den Brandenburger Bischof Joachim von Bredow kostbarste Stickereien aus Nürnberg, wo Sticker Vorlagen aus den Werkstätten der geschätzten Maler Wohlgemut und Pleydenwurf in höchster Qualität umsetzten. Dort wurde, nachdem das Handwerk sich allgemein bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts weitestgehend rationalisiert hatte, parallel die Serienherstellung etabliert. Exporte gingen in das ganze Reich. Auch in die Mark Brandenburg, ohnehin durch die Hohenzollern stark auf Nürnberg ausgerichtet, kamen solche Besätze und wahrscheinlich ganze Gewänder – möglicherweise des öfteren als Gaben und Stiftungen dieser Fürsten. Früheste Beispiele solcher am Holzschnitt ausgerichteter niveauvoller Erzeugnisse als Bildbesätze auf zwei Dalmatiken verwahrt der Brandenburger Dom. Eine Kasel in der Stephanikirche zu Tangermünde aus einem für diese Ware charakteristischen italienischen Seidendamast mit Granatapfelmuster und aufgesetztem gesticktem Kreuz entstand um 1470.

Die Kasel in der Kirche zu Dallmin (Landkreis Prignitz) stellt eine Weiterführung dieser konfektionierten Kirchengewänder dar. Offensichtlich wurde sowohl ein preisgünstiger Gebrauchsgegenstand für den Massenbedarf hergestellt, als auch spätgotischem Prunk abgesagt und die allen bekannte Ikonographie bewusst klischeehaft vermittelt.

Erwerb und Stiftung

Für den Unterhalt der Dorfkirche war der Patron zuständig: ein Adliger, ein Kloster oder auch das Brandenburger Domstift. Er stellte „das Gerät" für den Gottesdienst, wozu die Gewänder zählten.

Zünfte und Bruderschaften unterhielten in Stadtkirchen eigene Altäre mit einem Altaristen, so in der Brandenburger Gotthardtkirche. Bei deren Errichtung waren sie zur umfassenden Ausstattung verpflichtet, wozu ein Kelch, ein Messbuch und eine Kasel gehörten. Im Prämonstratenserdomstift Brandenburg belegen Inschriften, dass Pröpste und andere Domherren Altäre stifteten. Da Ablassurkunden die unterschiedlichsten Leistungen für die Domkirche einbeziehen, dürfen auch liturgische Textilien darunter vermutet werden. Bischöfe hinterließen der Sakristei des Domes ihre Ornate, was deren darauf angebrachte Wappen ausweisen. Die kostbarsten Gewänder aber aus fernöstlichen goldgemusterten Seiden wurden dort von den Luxemburgern im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts gestiftet, als Kaiser Karl IV. und seine Söhne als Kurfürsten die Mark Brandenburg regierten. Von den nachfolgenden Hohenzollern kamen ebenfalls Gewänder in den Dom, vor allem aber jene aus dem Goldstoff der Prunkrobe eines verstorbenen Landesherren angefertigten, in denen die jährlich wiederholte Seelmesse gelesen wurde. Berühmt ist die mit Wappen besetzte, aus der Robe Kurfürst Friedrichs II.(† 1471) angefertigte „Schwanenordenskasel".

Gebrauch in der Evangelischen Kirche

Als Kurfürst Joachim II. eine „christliche Reformation etlicher ceremonien und Kirchenordnung" in der Mark Brandenburg vornahm, indem er 1539 die neue Kirchenordnung einführte, schaffte er die Kirchengewänder keineswegs ab – immerhin trug Luther nachweislich selbst eine Kasel und ist auch in solch einer auf dem Titelblatt seiner Schrift von 1523 „Eyn Sermon von der Empfahung und zubereyttung des hochwirdigen Fronleychnams Jesu Christii" dargestellt. Die Kirchenordnung gibt unter der „Ordnung des

Kasel aus Seidendamast um 1470, Stephanikirche Tangermünde, Foto: Rüdiger Muschke

Hetzdorf (Uckermark, Detail des Altaraufsatzes von 1620, Foto: Thomas Helms

Martin Luther, die Hostie reichend, Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Repro: J. Diestelmann

mess“ an: „ Erstlich soll der Priester, so die mess helt, samt seinen ministranten in iren gewönlichen kirchenornaten, nach gewonheit einer jeden kirchen zu dem altar gehen ...“.

Originale und Zeugnisse

Es wurden nicht nur die überkommenen Gewänder weiterhin angelegt, sie werden gepflegt, geflickt und ergänzt. Ja man setzte sie aus verschiedenen brauchbaren Teilen neu zusammen, wie im Fall der Kasel aus goldbroschiertem Granatapfelsamt einer vormaligen Fürstenrobe in der Gotthardtkirche. Die lange Weiternutzung lässt sich an abgeänderten Formen oder vergrößerten Halsausschnitten erkennen. Bis weit ins 17. Jahrhundert statteten Patrone ihre Kirchen mit Kaseln aus, sowohl mit Neuanfertigungen, wie in Ketzür und Brachwitz (Landkreis Potsdam-Mittelmark, heute im Dom-Museum), als auch in Satzkorn (ebenfalls Landkreis Potsdam-Mittelmark) mit einer erworbenen älteren Kasel. Auf dieses Gewand wurden, nachdem Joachim Falke und Ursula von der Gröben im Jahre 1575 Satzkorn als Besitz erhalten hatten, deren eigene Stifterwappen appliziert.

Messgewänder blieben ein verankerter Bestandteil des evangelischen Gottesdienstes in der Mark und in den anderen deutschen Landen, belegt durch die Berichte der Visitatoren. Aus deren konsequenter Aufnahme in die Visitationsprotokolle seit 1600 lässt sich der Gebrauch ablesen. Eintragungen im Inspektionsbezirk Neuruppin geben sogar gestohlene Kaseln an, was deren möglichen Wert bei einem Verkauf – und damit den Bedarf – sinnfällig macht. Die Frage im gedruckten Formular lautet: „Ob Bücher und Geräthe bei der Kirche/und ob ein richtiges Inventarium darüber gehalten werde?“ In Buckow, einem Domdorf östlich von Rathenow (Landkreis Havelland) lautet die schriftliche Antwort: „Ist alles spezificieret“. Das Inventar dazu nennt „drei damasten Kasel; drei alte Kasel“. Im Gegensatz zu anderem, für unnötig erachtetem Gerät aus katholischem Brauch, vom Domstift als dem Patron zu Gunsten der Buckower Kirchenkasse verkauft, wurden die Gewänder nach Einführung der Reformation jedoch keineswegs eingezogen. Für die Lutheraner stellten Kaseln ein Identitätsmerkmal dar. Es unterschied ihre Gottesdienste von denen der Reformierten, denen das Haus Hohenzollern angehörte. Dass ein Messgewand zum evangelischen Abendmahlsgottesdienst gehört, dokumentieren Altaraufsätze des 16. und 17. Jahrhunderts, die Helmut Schatz als Belege zum Gewändergebrauch gesammelt hat und hier beiträgt: Auf der Predella des 1569 für die ehemalige Klosterkirche in Mühlberg (Landkreis Elbe-Elster) gemalten Altarretabels wird eine evangelische Messe dargestellt. Die Austeilung der Hostien nimmt ein Pfarrer in schwarzer Schaube vor – dem Gelehrtenrock des 16. Jahrhunderts, den auch Luther als Universitätslehrer trug und der zum Vorbild für den Talar wurde – ein zweiter Priester aber reicht in Albe und Kasel den Kelch. Der Altaraufsatz von 1620 aus der Kirche zu Hetzdorf (Landkreis Uckermark) zeigt den Kelch reichenden Pfarrer wiederum im Messgewand; ebenso derjenige aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Schönfeld bei Prenzlau (Landkreis Uckermark). Auf einem weiteren in Schmölln (Landkreis Uckermark) von 1624 trägt der Pfarrer bei der Darreichung des Kelches eine Art Chorrock über einem schwarzen Amtskleid und um 1740 in Terpt bei Luckau (Landkreis Dahme-Spreewald) teilt ein Pfarrer in einer Albe das Abendmahl aus, der andere in einem Chorrock. Im Gegensatz zur Albe war der Chorrock von je her ein Obergewand und galt als Ersatz für eine in Dorfkirchen nicht immer vorhandene Kasel. Nach dem endgültigen Verbot von Messgewändern bei der Einführung des Talars im Jahre 1811 durfte der Chorrock weiterhin gebraucht werden. In einer Aufstellung der Brandenburger Katharinenkirche von 1839 erscheint der Eintrag: „drei neue Chorröcke oder Kasel genannt“. Hier sind, nachdem König Friedrich II. eine Woche nach Amtsantritt das Verbot seines Vaters von 1736 aufgehoben hatte, Gottesdienste wieder in Messgewändern gefeiert worden, denn die Inventare verzeichnen den Zugang einer alten Kasel, die der Kirche zwischen 1773 und 1783 „verehrt“ wurde. Das war nicht überall so, in anderen Kirchen werden dann nur noch die in Gebrauch befindlichen Altartücher und Behänge genannt, so auch im bereits erwähnten Dorf Buckow, wo erst mit dem aufkommenden Bewusstsein für historische Objekte 1848 wieder: „drei alte Meßgewänder im Wandspinde hinter dem Altar“ aufgeführt wurden.

Ralf-Günther Schein

Möbel mit Moral

Tugenddarstellungen in der Templiner Stadtkirche

Ralf-Günter Schein ist Pfarrer in Templin.

Sakristeischrank in der Stadtkirche Templin (Uckermark); Fotos: Norbert Klapczynski

Begriffe wie „Tugend“ und „Laster“ sind eher altmodische Worte, beschäftigen uns aber immer wieder, wenn wir fragen: Gilt in unserer Gesellschaft etwas über Recht und Gesetz als Norm hinaus, denn die Gesetze allein machen noch keine Moral.

In der Antike galten Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung als Kardinaltugenden. Das Christentum stellte ihnen Glaube, Hoffnung und Liebe voran. Den Tugenden standen Laster gegenüber, seit Papst Gregor I. galten Stolz, Neid, Zorn, Trägheit, Habgier, Völlerei und Wollust als Todsünden.

Martin Luther lehnte die aus der Antike stammende Tugendlehre ab. Sein Glaubenssatz, dass unser Leben durch die Gnade Gottes und nicht um unserer Werke willen gerecht wird, machte sie scheinbar unnötig. Umso erstaunlicher ist es, dass gerade in der Zeit nach der Reformation eine Vielzahl von Tugenddarstellungen in evangelischen Kirchen gezeigt wurden, warnende Lasterdarstellungen dagegen selten. Sicher ist dies dem Einfluss des Humanismus geschuldet. Vermutlich wollte man auch einer falsch verstandenen Auslegung des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium widersprechen. Luther betonte in einer seiner Tischreden aus dem Jahr 1538, dass wir die Gesetzespredigt brauchten: „Und ich sehe jetzt eine solch große Vermessenheit an den … Gesetzesstürmern, dass sie unter dem Schein des Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit tun dürfen, was sie nur gelüstet. Gleich als könnte ein Gläubiger nicht sündigen …, so dass sie die Predigt des Gesetzes nicht bedürfen…“.

In evangelischen Kirchen, die im 16. und 17. Jahrhundert umgestaltet wurden, finden wir auf Altären, Kanzeln, Emporen und sakralen Möbeln Darstellungen von Tugendserien. Dabei wurden die christlichen Grundtugenden – Glaube, Hoffnung und Liebe – bevorzugt. Sie werden als weibliche Figuren dargestellt, die mit verschiedenen, auch wechselnden Attributen gekennzeichnet sind.

Auch in der Maria-Magdalenen-Kirche in Templin finden sich auf zwei Möbelstücken in der Sakristei Tugenddarstellungen. Es lohnt sich, bei diesen „Möbeln mit Moral“ genauer hinzuschauen. Auf dem Sakristeischrank von 1641, aus Eiche und üppig mit qualitätsvollen Schnitzarbeiten im Renaissancestil verziert, sind neben den figurenreichen Szenen der Geburt Jesu, der Flucht nach Ägypten und dem letzten Abendmahl drei nahezu vollplastisch gearbeitete personifizierte Tugenden auf Sockeln zugeordnet. Caritas (die Liebe) ist an prominenter Stelle direkt über dem Abendmahl positioniert, an dessen Seiten man Fides (den Glauben) und Sophia (die Klugheit) erkennt. Typologisch gehört der Templiner Schrank in die Reihe der Schenkschieven, die um 1500 im norddeutschen Raum um Lübeck entstanden sind. In diesen Schränken wurden liturgisches Gerät und Gewänder verschlossen in der Sakristei aufbewahrt oder für den Gebrauch vorbereitet. Wohlhabende Bürger und reiche Bauern übernahmen die Form als repräsentatives Aussteuermöbel. Aus der mittleren, oft als Klappe gearbeiteten Tür (Schieve=Platte, Scheibe) konnte etwas „eingeschenkt“ werden.

Auf der über hundert Jahre später gearbeiteten Truhenbank von 1755 finden wir auf der Lehne die Personifikationen von Glaube, Hoffnung und Liebe dargestellt. Das Mittelfeld der Truhenvorderseite ist mit Justitia geschmückt, der Personifikation der Gerechtigkeit, die durch ein Schwert gekennzeichnet ist. Darüber ist die Inschrift „HELENA MEINSE ANNO 1755“ zu lesen, die auf ein Hochzeitsdatum verweist. Das Bildprogramm nimmt Bezug auf den Schrank, ist jedoch durch die „altmodisch“ ungelenke, naiv anmutende Ausführung eher in den Bereich des bäuerlichen Handwerks einzuordnen. Die christlichen Tugenden auf der Rückenlehne der Bank sind nach dem Pauluswort aus 1. Kor. 13,13 abgebildet: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“ Damit wird hier wahrlich ein Wort zum Anlehnen illustriert, ein Wort, das den Rücken

stärken will, ein Wort, das von dem spricht, was wirklich bleibt und dem Leben eine Bleibe bietet.

Im Mittelfeld erkennt man Fides (den Glauben). Wir sehen eine Frau, die das Kreuz des Auferstandenen umarmt. Man möchte fast sagen, Arm in Arm, verliebt in Jesus, sieht der Glaube der Wirklichkeit ins Auge. Der Palmenzweig in der anderen Hand macht das Kreuz zum Siegeszeichen. Die Palme als Baum des Paradieses und das Kreuz als Baum der Erlösung gehören zusammen. Auf anderen Bildern hat der Glaube einen Kelch als Attribut. Dieser soll daran erinnern, dass sich der Glaube im Abendmahl stärkt und aus der Verbindung mit Christus lebt. Luther sagte: „Im Glauben ist Christus selbst anwesend." Auf dem Schrank ist die Figur des Glaubens neben dem Abendmahl, dem zentralen Feld, platziert. Sie hält nicht nur das Kreuz, sondern auch ein Buch. Dadurch wird betont, dass sich unser Glaube auf das Wort Gottes gründet, dass er ein Ausdruck der Treue des Herzens zu Gott und seinem Wort ist. Das lateinische Wort für Glauben – Fides – bedeutet auch Treue und Vertrauen.

Truhenbank

Auf der Truhenbank sehen wir neben der Personifikation des Glaubens die der Hoffnung (Spes). Sie wird durch einen Anker gekennzeichnet. Daran macht sie sich fest und darauf stützt sie sich. Selbst hinter den Grenzen des Irdischen hält sich die christliche Hoffnung am Leben fest. Für uns Christen ist darum die Hoffnung auf das zukünftige Reich Gottes entscheidend.

Diese geradezu himmlische Hoffnung deutet vielleicht auch der Vogel an, den die Darstellung der Hoffnung zusätzlich als Attribut erhalten hat. Vögel als Wesen, die sich über das Erdhafte erheben können und das Himmlische in den Blick nehmen, werden oft in Mittlerfunktion dargestellt.

„Die Liebe ist das Größte", sagt Paulus. Sie ist im biblischen Denken mehr als ein Gefühl, eher Grundenergie eines sich hingebenden Lebens. Die Personifikation der Liebe auf der Templiner Bank trägt ihr Herz am rechten Fleck. Ein schönes Bild, bei aller Kantigkeit der geschnitzten Darstellung. Wer liebt, wendet sich dem anderen mit offenem Herzen zu. Jemanden, der liebt, dem sieht man auch die Herzlichkeit an, die zur Barmherzigkeit werden will. Daraus folgt nach Luther: „dass ein gerechtfertigter Glaube nicht untätig schnarcht, sondern in der Liebe tätig ist."

Auf vielen anderen Darstellungen der höchsten christlichen Tugend wird die Caritas (Liebe) als eine fürsorgliche Mutter gezeigt, umgeben von Kindern, die sie trägt oder stillt. So sehen wir sie auch auf dem Templiner Sakristeischrank als das zentrale Symbol, dargestellt mit drei Kindern, von denen sie eines trägt während die beiden anderen sich mit sehnsuchtsvoll erhobenen Armen an sie schmiegen. Die Mutterliebe ist ein tiefer und ursprünglicher Ausdruck der Menschenliebe und ein Bild für Gott selbst, der die Liebe ist und für unsere kindliche Sehnsucht hin zu IHM. „Der Mensch ist soviel Mensch und so groß Mensch, als er liebt." schrieb der Priester Alfred Delp, der wegen seines Mutes ein Opfer der Nazis wurde.

Darstellung des Glaubens (Fides) auf der Bank

Darstellung der Hoffnung (Spes) auf der Bank

Darstellung der Liebe (Caritas) auf dem Sakristeischrank

Die drei biblischen Szenen auf dem Sakristeischrank – Geburt Jesu, Flucht nach Ägypten sowie das letzte Abendmahl – machen sinnfällig, dass Christi Menschwerdung als ein Ausdruck der menschlichen Liebe Gottes zu uns zu verstehen ist. Zwei weitere Tugenden rahmen diese Szenen ein. Auf der einen Seite der Abendmahlsszene ist der Glaube positioniert, während auf der anderen die Klugheit (Sapientia oder Sophia) dargestellt ist. Der Bezug zu den christlichen Tugenden ist deutlich, denn die Heilige Sophia, die Patronin der Witwen, nannte der Legende nach ihre drei Töchter Fides, Spes und Caritas (Glaube, Hoffnung und Liebe). Die Attribute der Sophia sind hier Spiegel und Schlange. Diese Attribute sind mehrdeutig, denn auch die Eitelkeit hält auf vielen Darstellungen einen Spiegel in der Hand. Jene betrachtet sich darin aber selbstgefällig und hochmütig. Hier jedoch schaut die Klugheit eher nachdenklich in den Spiegel. In ihrer Hand ist er ein Instrument zur Selbsterkenntnis und unterstützt die Fähigkeit, reflektieren zu können. „Die Weisheit ist ein Spiegel des göttlichen Wirkens“, sagt die Bibel (Weisheit 7,26). Das Symbol der Schlange, das oft negativ verstanden wird, gebraucht Jesus positiv, wenn er seinen Jüngern rät: „Seid klug wie die Schlangen“. Und er ergänzt: „Seid dabei ohne Falschheit, wie die Tauben!“ (Matth. 10,16).

Darstellung der Tapferkeit (Fortitudo) auf dem Sakristeischrank

Die beiden Türen des unteren Bereichs tragen flacher gearbeitete Reliefdarstellungen von Spes (der Hoffnung) und Fortitudo (der Tapferkeit). Sie stehen jeweils unter einem für die Renaissance typischen Bogenfeld, das ihre Bedeutung betont. Fortitudo ist gekennzeichnet mit dem doppelt ausgeführten Attribut einer Säule, als Zeichen von Festigkeit und Aufrichtigkeit. Es scheint, als ob Tapferkeit oder Mut dem erfüllten Leben nicht nur Stütze sind, sondern auch etwas zum Tragen aufgeben; vor allem dort, wo der Einsatz für anderes Leben Courage und Widerstand erfordert. Als Tugendbegriffe sind Tapferkeit oder Mut vielfach in Verruf geraten. Manch einer hört dabei Worte wie: Soldatenehre, Kampfgetümmel, Zähne zusammen beißen oder Todesmut. Doch mit diesen Spielarten menschlicher Gewalt hat im christlichen Sinne all das nichts zu tun. Jesu Stärke zeigt sich in der Gewaltlosigkeit und im Mut, sich für andere einzusetzen. Um der Liebe willen stellt er auch eine erstarrte Gesetzlichkeit in Frage. Dies illustriert ein Wort des Paulus aus dem 2. Korintherbrief, Kap. 12: „Die Kraft Gottes ist in den Schwachen mächtig … und darum kann ich guten Mutes sein in Nöten und Ängsten um Christi Willen, denn wenn ich schwach bin, bin ich stark.“ Hier ist also eine innere Stärke gemeint, die mit Säbelrasseln und Muskelspiel nichts zu tun hat. Es geht um Christus als Säule des Glaubens, an dem ich mich in Angst und Not festhalte und mich gehalten weiß. Durch IHN kann ich Haltung zeigen, wo Gewalt und Unrecht, Lüge und Habgier, Maßlosigkeit und Hochmut als Laster dem Leben eine Last sind.

Sakristeischrank und Bank in der Maria-Magdalenen-Kirche transportieren mit ihrem Bildprogramm biblische Worte und die Lehren Luthers auf symbolhafte Weise. Jene „Möbel mit Moral“ in der Templiner Kirche laden ein, Haltung zu zeigen, die aus dem Glauben erwächst.

Tugend ist schließlich das, was tauglich macht zum Leben.

Anzeige

Simone Neuhäuser

„... im Leben und Todt treu gewesen ...“

Denkmäler für Johann Georg von der Marwitz in Groß Rietz und Friedersdorf

Dr. Simone Neuhäuser ist freiberufliche Kunsthistorikerin in Potsdam.

Epitaph Marwitz in der Dorfkirche Groß Rietz (Oder-Spree), Fotos: Bernd Janowski

Die Kirchen in Groß Rietz und Friedersdorf bei Seelow besitzen einige aus historischer wie kunsthistorischer Sicht besonders interessante Ausstattungsstücke. Dazu gehören die Epitaphe für den 1704 im Alter von 66 Jahren verstorbenen Johann Georg von der Marwitz, der Geheimer Rat, Hofmarschall und Kammerdirektor am Zerbster Hof war. Bereits die Existenz von zwei aufwändigen Epitaphen – Erinnerungszeichen unabhängig vom Begräbnisort – für denselben Mann ist bemerkenswert. Denn wenn ein kostbares Monument dieser Art von den Hinterbliebenen gestiftet wurde, dann waren damit gemeinhin die finanziellen Möglichkeiten erschöpft. Neben solch einem figürlich gestalteten Denkmal gab es dann höchstens noch eine schlichtere Inschrifttafel in einer anderen Kirche der adligen Patronatsherrschaft.

In Groß Rietz hängt das prachtvolle, mehrere Meter hohe Epitaph für den Herrn von der Marwitz an der Südwand neben dem Altar. Die äußerst qualitätvolle Porträtbüste des Verstorbenen aus Alabaster, umgeben von einem Lorbeerkranz und flankiert von Personifikationen der Vergänglichkeit und des Glaubens, bildet den inhaltlichen und gestalterischen Höhepunkt des Denkmals. Das breite Antlitz mit fleischigen Zügen, einer mächtigen Stirn mit vorgewölbter Augenbrauenpartie und großer Nase wird von einer hoch aufgetürmten Allongeperücke gerahmt. Das Gesicht wirkt vor allem durch den in die Ferne des Kirchenraumes gerichteten Blick sehr ruhig und erhaben, durch die feine Modellierung der Oberfläche, die Spuren des Alters wie Falten und Unebenheiten zeigt, zugleich auch sehr lebendig. Aufgrund ihrer künstlerischen Qualität ist diese Büste eine der bedeutendsten Porträtbüsten des Barock innerhalb der märkischen Grabplastik. Ihr Schöpfer ist leider unbekannt. Eine Suche nach Vergleichbarem aus der königlichen Residenzstadt Berlin und damit dem Umkreis des Hofbildhauers Andreas Schlüter blieb ergebnislos.

Anzeige

Wir sind Ihre Bank.

360° Beratung heißt für uns, dass wir unsere Kunden bei der energetischen Sanierung, der Renovierung oder der Errichtung von Immobilien mit individuellen Lösungen unterstützen. Dabei bauen wir die zinsgünstigen Finanzierungsbausteine der KfW Förderbank aktiv in unsere Beratung ein. Gemeinsam mit Ihnen erarbeiten wir ein Finanzierungskonzept, das optimal auf Ihre Wünsche und Ziele zugeschnitten ist.

Sprechen Sie uns an – wir beraten Sie offen, kompetent und fair!

Die Bank für Kirche und Diakonie
KD-BANK

KD-BANK eG - die Bank für Kirche und Diakonie ▪ www.KD-BANK.de ▪ Fon 0231-58444-0 ▪ Info@KD-BANK.de

Epitaph Marwitz in der Dorfkirche Groß Rietz, Porträtbüste

Die Büste wird durch eine große, geschwungene Inschrifttafel gleichsam emporgehoben. Die Tafel überblendet beinahe ganz den mit floralen Ornamenten verzierten Schausarkophag, auf dem seitlich Feuervasen stehen. Die untere Hälfte des Epitaphs ist als große Konsole ausgebildet, die über und über bedeckt ist von Wappen, Todessymbolen und Zierrat: Drei miteinander verbundene Kartuschen mit den Wappen der Familien von der Marwitz, von Görtzke und von Osterhausen sind um das zentrale Johanniterordenskreuz angeordnet. Das etwas größere Marwitz-Wappen wird rechts und links von gekreuzten Knochen gerahmt. An beiden Seiten und unten prangen Totenköpfe mit aufgerissenen Mündern und Tuchgehängen. Auf dem unteren Schädel erinnert eine mit Fledermausflügeln versehene Sanduhr an die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens. Das ganze Epitaph wird hinterfangen von einer Draperie aus Gipsstuck, die von drei hölzernen Putten gehalten wird.

Wie üblich nennt die Inschrift die Lebensdaten, Güter und Funktionen des Verstorbenen. Die letzten drei Zeilen der Inschrift verweisen auf die Auftraggeberin des Werkes: „Dieses hat zu stetigem wiewohl höchst schmertzlich u. betrübtem Denck-Mahl auffrichten laßen Seine im Leben und Todt treu gewesene ander und letzere Frau“. Sybilla Elisabeth geb. von Osterhausen (1663–1740), Tochter eines sächsischen Obersteuereinnehmers zu Altenburg, war diese andere, die mittlerweile dritte Frau des Johann Georg von der Marwitz – seine Witwe. Sie hatte ihn 1687 in Zerbst geheiratet, wo die Familie auch aufgrund der Funktionen des Mannes lebte. Dennoch ließ sich das Paar, das acht gemeinsame Kinder hatte, zwischen 1693 und 1700 ein prachtvolles Herrenhaus in Groß Rietz errichten. Im Todesjahr Johann Georgs 1704 war die Groß Rietzer Kirche wohl gerade erst begonnen. Sybilla Elisabeth, damals 41 Jahre alt, ließ den Bau vollenden, sorgte für die Ausstattung und beauftragte die Aufhängung des Denkmals für ihren Mann.

Friedersdorf war das zweite Hauptgut der Familie. Auch mit der dortigen Kirche hatte die Witwe eine Baustelle übernommen. 1702 war dort mit dem Umbau begonnen worden. Auf der Brüstung der Orgelempore ist bis heute dokumentiert, dass Sybilla Elisabeth von der Marwitz die Auszierung übernahm und das Orgelwerk einbauen ließ. 1708 wurden diese Arbeiten beendet und im Zuge dessen wurde vielleicht auch das Epitaph an der Südwand des Schiffes gegenüber der Patronatsloge angebracht. Es ist heute nur stark fragmentarisch überliefert und wurde in den letzten Jahren im oberen Bereich teilweise rekonstruiert.

Das Epitaph in der Friedersdorfer Kirche, in deren Gruft Johann Georg auch beigesetzt wurde, ist nicht minder aufwändig als das Groß Rietzer – wenn auch hier auf eine Porträtbüste verzichtet wurde. Das Denkmal entstand sicher in derselben Werkstatt wie das Epitaph in Groß Rietz. Deutlich sind die Ähnlichkeiten: der dreiteilige Aufbau mit der dominanten Inschrifttafel und dem Unterhang mit den drei großen Wappenkartuschen, in Friedersdorf allerdings ergänzt um eine Kartusche mit der frommen Devise des Verstorbenen „Was Gott will, das ist mein Ziel“. Die Inschrifttexte stimmen weitgehend überein. Wieder lässt sich die Auftraggeberin als die „im Leben und Todt treu gewesene ander und letztere Frau“ bezeichnen. Wieder verweist die Existenz des Wappens der Familie von Görtzke auf die vorherige Ehefrau des Johann Georg von der Marwitz: Maria Elisabeth von Görtzke, die Johann Georg 1682 geheiratet hatte. Sie brachte Friedersdorf mit in die Ehe. Bereits 1684 starb sie.

Das Bildprogramm wurde in Friedersdorf jedoch erweitert. Porträtwürdig erschien der Witwe hier nicht nur der Gatte selbst. Zwar befand sich sein von Putten gehaltenes Bildnis zentral auf dem Sockel (es ist heute im Familienbesitz erhalten), aber auch die seitlich sitzenden trauernden Figuren hielten einst jeweils ein

Epitaph Marwitz in der Dorfkirche Friedersdorf (Märkisch-Oderland)

Epitaph Marwitz in der Dorfkirche Friedersdorf, Detail

Porträt der beiden Ehefrauen. Dabei überließ die Auftraggeberin ihrer Vorgängerin, die das Gut Friedersdorf mit in die Ehe gebracht hatte, die heraldisch rechte, traditionell wichtigere Seite, die hier dem Altar zugewandt ist. Sie selbst ließ sich in einem sehr schlichten Kleid mit Brusttuch und Brosche porträtieren. Eine Art Witwenschleier bedeckt die Haare. Die Namen beider Frauen bleiben jedoch wiederum ungenannt.

Wie der Schöpfer der Porträtbüste in Groß Rietz sind auch die anderen an den beiden Monumenten tätigen Künstler unbekannt. Es existieren keine Signaturen und keinerlei schriftliche Überlieferungen. Das ist leider bei der Mehrzahl solcher Sepulkralwerke in Brandenburg der Fall.

Festzustellen ist jedoch, dass es sich bei vielen Denkmalsetzungen um Aufträge der Witwen und hinterbliebenen Kinder handelt. Seltener waren Frauen Gegenstand solch steinerner Memoriae.

Auch als ihr Sohn Friedrich Wilhelm 1717 im Alter von 29 Jahren starb, ließ Sybilla Elisabeth von der Marwitz ihm ein Denkmal setzen. Das Hängeepitaph an der Südwand der Friedersdorfer Kirche über dem einstigen Zugang zur Sakristei ist allerdings nur fragmentarisch überliefert. Eine nicht mehr näher bestimmbare allegorische Frauenfigur und ein Chronos sitzen seitlich der Inschriftfläche. Darüber schwebten einst zwei Putten, die ein gemaltes Porträtbildnis des Verstorbenen präsentierten. Als die „im Leben und Tode getreue Mutter“ ließ sich die Auftraggeberin im Inschrifttext bezeichnen. Frau von der Marwitz verwaltete das Gut Friedersdorf bis 1719. Dann losten ihre drei noch lebenden Söhne um das väterliche Erbe. Friedersdorf fiel dem dritten Sohn August Gebhard zu. Über Sybilla Elisabeth von der Marwitz findet sich folgendes Urteil in den überlieferten Familienschriften: „Noch hat sich der Ruf erhalten von der sparsamen Sorgsamkeit, der männlichen Klugheit und Strenge, womit sie diese Geschäfte fünfzehn Jahre hindurch, und zu gleicher Zeit die Erziehung ihrer Kinder, alles ohne fremde Unterstützung besorgt hat. Viel wurde außerdem die Mildtätigkeit gerühmt, welche sie gegen arme Kirchen und Schulen ausübte [...]. Im Jahre 1719 übergab sie den Söhnen die väterliche Erbschaft, verließ das Haus zu Friedersdorf und begab sich nach Frankfurt/O. Dort wohnte sie und erreichte ungeschwächt an Körper und Geist, wiewohl unter mancherlei Trübsal (denn alle ihre Töchter und auch einen der drei Söhne überlebte sie) ein hohes Alter, speisete und kleidete Arme, erzog die verwaisten Kindes-Kinder, besuchte fleißig die Kirche, und widmete täglich eine Stunde dem Gebet und der Betrachtung des göttlichen Wortes.“

Sie starb 1740. Niemand errichtete ihr ein Denkmal.

Anzeige

Unser Gütesiegel „ServiceQualität Brandenburg“ Stufe II tragen bisher nur zwei Hotels in Brandenburg.

HOTEL HAUS CHORIN
Restaurant Immenstube
Neue Klosterallee 10 • 16230 Chorin

Für Leckermäuler - Verwöhntage in Chorin

2 Übernachtungen inkl. Frühstücksbüfett / 1 x Candlelight - Dinner im Hotelrestaurant / 1 x Honig - Schlemmer - Menü in der “Immenstube” / Besuch der “Alten Klosterschänke” Kaffeegedecke im Scheunenrestaurant (außer Jan.- Feb. - dafür Klostereintritt inkl.) / Benutzung der hauseigenen Sauna Transfer vom / zum Bahnhof Chorin / Sommersaison ab 102 € p. P. / Wintersaison ab 84 € p. P.

Minigolfanlage / Bowlingbahnen / Holzspielplatz / erstes Honigspezialitätenrestaurant Deutschlands / Scheunenrestaurant „Alte Klosterschänke“ / GeSCHÄNKE-Laden Chorin / Tel.: 033366-500 • www.chorin.de • hotel@chorin.de

Geschichte erleben: Erkunden Sie das Kloster Chorin und die offenen Kirchen in der Schorfheide.

Jan Feustel

Parquet und Abendmahlstisch

Die französisch-reformierten Dorfkirchen in Groß- und Klein Ziethen

Dr. Jan Feustel (gest. 2009) war Autor mehrerer Bücher zur Geschichte und Kultur Berlins und der Mark Brandenburg.

Dorfkirche Groß Ziethen, Tafel mit den zehn Geboten in französischer Sprache, Foto: Wolf-Rainer Marx

Dumpfig - mit genau diesem Wort wird die Dorfkirche von Klein Ziethen im Protokoll einer Sitzung des Presbyteriums, das heißt des Kirchenvorstandes, der dortigen französisch-reformierten Gemeinde am 16. September 1896 charakterisiert. Obwohl der Bau erst rund 16 Jahre zuvor seinen schlichten Backsteinturm und 1889 seine erste Orgel bekommen hatte, war schon eine Renovierung fällig. Der Putz bröckelte bereits arg von den Mauern des kleinen mittelalterlichen Feldsteinsaales und der Innenanstrich war fast verschwunden. Da konnte man schließlich gleich – so beschloss das Presbyterium – durch einen entsprechenden Umbau dafür sorgen, dass der Innenraum mit seinen nur 4,75 m Höhe weniger gedrückt wirkte und die Seitenemporen nicht mehr die Sicht auf die Kanzel und vier der acht Fenster verstellten. Schließlich konnte derzeit niemand bei nicht ganz hellem Wetter das Gesangbuch lesen. Die Seitenemporen sollten verschwinden, dafür wurde die Orgelempore breiter gebaut.

Von der alten flachen Decke blieben nur so viele einzelne Balken stehen, dass sie der Kirche ausreichend Halt gaben, darüber konnte – ohne das Dach abzunehmen – eine hölzerne Wölbung eingebaut werden. Zusätzlich sollte das schadhafte Gestühl eine Auswechslung gegen ein neues erfahren. „Die alten Bänke“, vermeldet das Protokoll, „können vor und neben dem Altarraum Verwendung finden, da die dort befindlichen so unbequem sind, dass sie nie benutzt werden“. Wie hier geplant, wurde der Umbau dann auch 1898/99 durchgeführt. Und obwohl die Kirche auch jetzt noch recht dunkel erscheint, diese Gestalt hat sie bis heute bewahrt. Trotz der späten Entstehungszeit finden wir in Klein Ziethen eines der wenigen vollständig erhaltenen Beispiele eines „hugenottischen“ Kirchenraumes.

Alle bewussten Reformierten mögen den Kopf schütteln, aber: Das Presbyterium spricht unter Anwesenheit des reformierten Pfarrers Doyé in jenem Protokoll wörtlich vom „Altarraum“, anstatt das traditionelle französische Wort „Parquet“ zu benutzen! Jener meist um eine Stufe erhöhte Raum vor der Kanzel, in dessen Mitte der bewegliche hölzerne Abendmahlstisch steht und der an drei Seiten von den Sitzen für den Pfarrer und die gewählten Kirchenältesten (anciens) eingefasst wird, ist charakteristisch für die Kirchen der Französischen Reformierten. (Auch in den ebenfalls reformierten niederländischen Kirchen finden wir ein „doophek“, ein Taufgehege gleicher Gestalt.) Einen fest gefügten Altar oder irgendeinen Altardienst kennen die reformierten Kirchen im Gegensatz zu Katholiken und Lutheranern nicht. Wer in einer reformierten Kirche vom „Altartisch“ redet, wird eigentlich umgehend eines Besseren belehrt: Nach dem hugenottischen Glaubensbekenntnis, der Confessio Gallicana von 1569, nährt und belebt Jesus Christus im gut calvinschen Sinne die Gemeinde im Abendmahl nur mit dem Wesensgehalt seines Leibes und Blutes, was geistlich geschieht und allein im Glauben ergriffen werden kann. Damit bekommen Brot und Wein keinerlei dingliche Heiligkeit – und ebenso wenig die Stätte des Abendmahls, es gibt ergo keinen Altar mehr und damit natürlich auch keinen Altarraum.

In Klein Ziethen allerdings verhüllt eine dunkle bestickte Decke jenen Tisch so umfassend, dass man seine Holzkonstruktion gar nicht mehr erkennt und ihn auf den ersten Blick für einen lutherischen Altar halten könnte. Mit der ornamentalen Deckenbemalung und der – natürlich bildlosen – Kanzel an der Ostwand gleicht sich der Umbau oberflächlich einer damals üblichen evangelischen märkischen Dorfkirche an, ohne die hugenottisch-reformierte Grundgestalt jedoch aufzugeben. Denn das „Parquet“ ist hier mit seinen Sitzbänken ringsum vollständig erhalten.

Die Kanzel allerdings in ihren recht reichen Renaissance-Formen gibt Rätsel auf: Bereits 1885, so berichtet in seiner Chronik Pfarrer Devaranne, war sie mit weißer Ölfarbe gestrichen und mit schwarzem Tuch

ausgeschlagen. – Die Kirche, so erzählt Devaranne, war nach dem Dreißigjährigen Krieg ein Trümmerhaufen und wurde erst ab 1686 wieder aufgebaut. – Für die Zeit des Wiederaufbaus erscheinen die Stilformen der Kanzel veraltet. Wurde die Kanzel aus einer anderen Kirche übernommen, handelt es sich um eine Neuschöpfung im Stil der Neo-Renaissance (wovon Akten aber nichts berichten), oder hat sie die Verwüstungen des Krieges wirklich überlebt? Die Nachbardörfer Groß- und Klein Ziethen waren in jener Kriegsära besonders arg verheert worden. In Groß Ziethen wohnte 1653 nur noch ein einziger Kossät, in Klein Ziethen hatten nur ein Bauer und ein Kossät die Schreckenszeit überlebt. Der Wiederaufbau der Dörfer schritt äußerst langsam voran. In Klein Ziethen waren 1680 erst vier Höfe wieder besetzt. Grund genug, hier französische Refugiés anzusiedeln.

Vielfach besteht die Auffassung, dass die 20.000 reformierten Glaubensflüchtlinge aus Frankreich, denen im Edikt von Potsdam 1685 eine neue Heimat in Brandenburg geboten wurde, vor allem den Mittel- und Oberschichten angehörten. Wissenschaftler, Offiziere, Kaufleute, Unternehmer, vielleicht noch Handwerker; summa summarum also „Spezialisten", die das märkische Wirtschafts- und Kulturleben voranbrachten. Das ist jedoch nicht ganz richtig: Von den 3.000 Hugenotten zum Beispiel, die sich bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts in der Uckermark angesiedelt hatten, waren 55 % in der Landwirtschaft tätig. Dies war nötig, um die Entvölkerung nach dem großen Krieg auszugleichen. Wer von den Refugiés eine wüst gefallene Wirtschaft übernahm, war zehn Jahre von allen öffentlichen Lasten (außer der Akzise) freigestellt. Außerdem wurden den französischen Emigranten Freiheit von Erbuntertänigkeit und Frondiensten zugesichert. Kein Wunder, dass der Adel keine hugenottischen Flüchtlinge in seinen Ortschaften aufnehmen wollte. Ihnen blieben nur Amtsdörfer wie Groß- und Klein Ziethen. In Klein Ziethen wurden schon 1686 elf Familien angesiedelt, die alle aus der gleichen Gegend stammten, und zwar aus Dörfern bei Mons im Hennegau. Ihr Zusammengehörigkeitsgefühl führte dazu, dass sie in der neuen Heimat wirklich sesshaft wurden. In Groß Ziethen brauchte es immerhin vier Einwanderungswellen, bis 1726 die Neubesiedlung des Dorfes abgeschlossen war. Viele waren weitergezogen, weil es ihnen als eine gar zu harte Plackerei erschien, die zerstörten Häuser wieder aufzubauen und die zugewachsenen Äcker zu roden. Zu guter Letzt aber hatten die beiden Orte einen derart dominierenden Anteil an hugenottischen Bewohnern wie kaum ein anderes uckermärkisches Dorf.

Die hier angesiedelten Refugiés bekamen nicht nur einen eigenen Prediger für beide Dörfer, ihnen wurden auch die hiesigen Dorfkirchen zugesprochen. Die wenigen deutschen, und damit lutherischen, Bewohner hatten sich an die Dorfgemeinden ihres Bekenntnisses in der Nachbarschaft zu halten. Gerade den Groß Ziethenern wurde dies recht mühsam. Die Konfirmanden mussten sich zum Unterricht in das recht weit entfernte Brodowin begeben.

So bildete sich in Groß Ziethen endlich 1855 eine „lutherische Anschlussgemeinde", der Gottesdienst wurde nun hier mitgefeiert. Möglich war dies geworden, weil seit 1813 alle Gottesdienste der französisch-reformierten Gemeinde in deutscher Sprache gehalten wurden. In Klein Ziethen kam es erst 1933 zur Gründung einer solchen „Anschlussgemeinde".

Für die Frage nach der Herkunft der Kanzel in Klein Ziethen können vielleicht die Bauakten über die Mutterkirche im benachbarten Groß Ziethen Aufschluss geben. Der große unverputzte Feldsteinbau mit einge-

Dorfkirche Klein Ziethen (Barnim), Fotos: Bernd Janowski

Renaissance-Kanzel in der Dorfkirche Klein Ziethen

Dorfkirche Groß Ziethen, „Parquet“ mit Kanzel

zogenem Chor, den beiden vermauerten Rundbogenportalen an der Südseite und dem Triumphbogen im Inneren vermag auch Liebhaber mittelalterlicher Sakralarchitektur zu interessieren. Auch er musste nach Kriegsverwüstungen wieder aufgebaut werden und erhielt 1716/17 einen Fachwerk-Dachreiter. Bei einer amtlichen Baubesichtigung am 17. Mai 1858 wird nicht nur der zerfallene Zustand des „inneren Ausbaus“ beklagt, sondern auch die Kanzelstellung „in der Mitte der Nordseite“ bekrittelt: Sie wäre „für den Prediger unbequem“. Als Kreisbauinspektor Blew 1859 sein Projekt zu einem „angemessenen Umbau“ bei der Regierung in Potsdam einreichte, gab es herbe Kritik von der Abteilung für Bauwesen beim Ministerium für Handel, Versorgung und öffentliche Arbeiten. Ein Gutachten dieser Behörde, das neben Hübner auch Friedrich August Stüler, der „Architekt des Königs“ persönlich abzeichnete, forderte steinernes Maßwerk in den neuen großen Spitzbogenfenstern anstelle des geplanten hölzernen. Um Reparaturen zu sparen, wurde der Neubau eines massiven Turmes empfohlen, der jedoch aus Kostengründen schließlich doch nicht errichtet wurde. Zusätzlich legte Stüler einen eigenen Entwurf für die neue Kanzel vor. Die Gutachter bemängelten jedoch auch ein allzu weitgehendes Abhauen der Pfeiler des Triumphbogens und schlugen als Alternative vor, den ursprünglichen Zustand mit der Kanzel beizubehalten. Das bedeutet, dass die Kanzel damals wahrscheinlich am nördlichen Triumphbogenpfeiler stand – für eine hugenottische Kirche ungewöhnlich, aber der obligate Ort für eine lutherische „Predigtstätte“ vor dem Dreißigjährigen Krieg. Also hatte wohl hier die Kanzel diesen Krieg überdauert.

Als die Groß Ziethener Kirche nach dem Umbau am 18.12.1864 zur vom König befohlenen Friedensfeier (Preußen hatte gerade Dänemark beim Kampf um Schleswig-Holstein besiegt) wieder eröffnet wurde, bot sie sich nun als unbezweifelbar „französisch-reformierter“ Raum dar: Die neue amboartige, „gotisch verzierte“ Kanzel erhebt sich zentral an der Ostwand, davor war das Parquet errichtet (wie es in den Bauakten ausdrücklich bezeichnet ist). Inzwischen hat man es, anders als in Klein Ziethen, zwecks Raumgewinn entfernt. Dafür hat sich hier aber ein weiteres unverzichtbares Ingredienz einer Hugenottenkirche erhalten: Eine Tafel mit den zehn Geboten in französischer Sprache, ergänzt durch das „Doppelgebot der Liebe“ aus dem Matthäusevangelium. Das Original ist mittlerweile im Berliner Hugenottenmuseum zu besichtigen. Auf einer Kopie in der Groß Ziethener Kirche kann man jedoch noch immer nachlesen, dass bei den Reformierten das biblische Verbot „Du sollst dir kein Bildnis machen“ tatsächlich, wie im zweiten Buch Moses, als separates zweites Gebot aufgeführt und nicht wie in der katholischen und lutherischen Kirche zum weniger auffälligen Anhang des ersten herabgestuft ist.

Von den französischen Reformierten wurde das Bilderverbot innerhalb der Kirche sehr ernst genommen. Doch auch in hugenottischer Schlichtheit und Bildlosigkeit bieten die Dorfkirchen von Groß- und Klein Ziethen ansprechende Raumerlebnisse, wie es Prediger Devaranne auch 1885 in

Dorfkirche Groß Ziethen (Barnim)

Bezug auf seine Mutterkirche formuliert: „Ein würdiger Raum, um die Gottesdienste des Höchsten zu feiern und an seinem Wort sich zu erbauen, aber würdig nur für den, der im reformatorischen Sinne alle äußeren Reize der Andacht verschmäht und sich an der Wirkung des Wortes genügen lässt.“

Sylvia Müller

„Aus diesem Kirchspiel starben für König und Vaterland...“

Zeugnisse des Kriegergedenkens in den Kirchen Brandenburgs

Dr. Sylvia Müller ist als freiberufliche Kunsthistorikerin im Bereich Denkmalpflege tätig.

Dorfkirche Badingen (Oberhavel), Totenschild und Funeralwaffen von Georg Friedrich von Trott, gest. 1660, Foto: Hans Ludwig

„Wir dulden keine Kriegsverherrlichung in unseren Kirchen!“ Mit dieser Begründung wurden in den zurückliegenden Jahrzehnten in großer Zahl Kriegergedächtnismale aus den Kirchen entfernt oder zumindest auf die Dachböden verbannt. Das Evangelische Konsistorium stufte sie in der unmittelbaren Nachkriegszeit, damals durchaus verständlich, als „Fehler“ ein, und wollte sie „mit Takt, aber auch mit Entschlossenheit“ beseitigt sehen. Bis heute tun sich viele Gemeinden und auch die Denkmalpflege schwer im Umgang mit diesen hochinteressanten Zeugnissen der Familien-, Orts-, Kirchen- und Militärgeschichte, die einst entscheidend die Atmosphäre in den Kirchen als Orte des kollektiven Gedenkens an Verstorbene prägten.

Das Privileg, Gedächtnismale für Verstorbene in den Kirchen anzubringen, stand zunächst nur der Aristokratie und den Geistlichen zu. Die Zahl ihrer Epitaphe und Grabplatten wuchs vor allem im 17. und 18. Jahrhundert stark an. Adlige, die einen Rang in der kurbrandenburgischen Armee bekleidet hatten, ließen sich gern in Rüstung darstellen, oder sie hängten ihren mit Kriegsgerät dekorierten Totenschild in der Kirche auf. Ihren Gedächtnismalen kommt zweifellos ein Vorbildcharakter für das individuelle und kollektive Kriegergedenken der folgenden beiden Jahrhunderte zu.

Kollektive Kriegergedächtnismale

Die Befreiungskriege 1813-15

Das Denkmalprivileg der Oberschicht wurde bereits seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durch die in den Kirchen ausgestellten Totenkronen und Gedächtnismale für unverheiratet Gestorbene aus der einfachen Bevölkerung durchbrochen, die diesen als Lohn für ihre Jungfräulichkeit und als Ersatz für die entbehrte Brautkrone gewidmet waren. Mit der königlichen Stiftung von Gedächtnistafeln für alle, ohne Ansehen von Rang und Namen, ehrenvoll in den Befreiungskriegen 1813 bis 1815 Gefallenen wurde dann erstmals auch der einfache Soldat als denkmalswürdig betrachtet.

Am 5. Mai 1813, nur drei Tage nach der Niederlage Preußens gegen Napoleon bei Großgörschen und Lützen, bestimmte König Friedrich Wilhelm III. zur Aufwertung des Soldatenstandes und damit zur Motivation seiner Bürger: „Außerdem soll für alle, die auf dem Bette der Ehre starben, in jeder Kirche eine Tafel auf Kosten der Gemeinden errichtet werden, mit der Aufschrift: Aus diesem Kirchspiele starben für König und Vaterland“. Den Vorstehern aller Gemeinden wurde ein wohl auf Karl Friedrich Schinkel zurückgehender Musterentwurf zugeschickt. Er zeigt eine hochrechteckige Tafel in klassizistischer Manier mit profiliertem Gesims und umlaufendem dreistufigem Rahmen. Oben mittig ist das Eiserne Kreuz dargestellt – das Symbol für die Freiheitskriege. An Knäufen befestigte Lorbeergehänge mit Früchten rahmen das Kreuz und die in Fraktur geschriebene Widmung sowie die Namensliste der Gefallenen. Material und Größe der Tafeln waren freigestellt. Es konnten hölzerne oder gusseiserne Tafeln angeschafft werden. Die nach Entwürfen Schinkels in verschiedenen Größen und Preisklassen von der Königlichen Eisengießerei in Berlin angebotenen gusseisernen Tafeln waren in der Anschaffung und Montage teurer als die Holztafeln. Es war auch möglich, hölzerne Tafeln mit gusseisernen Elementen zu verzieren. Die Tafeln waren an der „Hauptwand der Kirche“ anzubringen und mit „angemessener Feierlichkeit“ durch die Geistlichen einzuweihen. Viele Gemeinden schafften solche Tafeln offenbar recht bald an. Auch bei den Holztafeln erstaunt dabei zuweilen die beachtliche künstlerische Qualität. Manche Gemeinden hielten sich bei der Gestaltung und Beschriftung streng an die königlichen Vorgaben, andere gestatteten sich eine größere gestalterische Freiheit oder verzichteten gar auf die Widmung „Für König und Vaterland“. Es wäre interessant, den Gründen dafür nachzuforschen.

Pfarrarchiv Bechlin (Ostprignitz-Ruppin), Friedenskrone von 1816, Foto: Hans Ludwig

Noch nach Jahrzehnten verlangte man säumigen Gemeinden die Anschaffung einer Gedächtnistafel ab. Auch deren Pflege und Erhaltung

Dorfkirche Hakenberg (Ostprignitz-Ruppin), v.l.n.r.: Gusseisernes Kreuz 1870/71, Medaillenkasten 1813-15, gusseiserne Gedenktafel 1813-15, Medaillenkasten 1914-18, Medaillenkasten 1864, 1866 und 1870/71, Foto: Holger Vonderlind

wurde administrativ angewiesen. Bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg kam den Kriegergedächtnistafeln für 1813-15 große Bedeutung zu.

Der preußische König erließ auch eine Verfügung über die Aufbewahrung von Kriegsmedaillen (Denkmünzen), die alle Teilnehmer an den Befreiungskriegen erhalten hatten, in den Kirchen. Man hängte sie nach dem Tod der Veteranen an die Kriegergedächtnistafeln oder fertigte spezielle Kästen an. Solche Medaillenkästen sind heute selten geworden.

Schließlich sei in diesem Zusammenhang auf Gedächtnismale hingewiesen, die im Rahmen des Friedens- und Dankesfestes vom 18. Januar 1816 entstanden, das vom König anlässlich des Sieges über Napoleon angeordnet worden war. In etlichen Gemeinden stiftete man dafür neben Fahnen auch Friedenskronen, deren Vorbild höchstwahrscheinlich die damals verbreiteten Totenkronen abgaben. Friedenskronen gab es bereits zur Zeit König Friedrichs II.

Die Kriege von 1848-51, 1864, 1866 und 1870/71

Kollektive Kriegergedächtnistafeln und Medaillenkästen finden sich dann wieder nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, der mit dem Sieg Deutschlands endete und in dessen Ergebnis das Deutsche Kaiserreich unter Wilhelm I. gegründet wurde. Diesem Ereignis kam eine ähnliche nationale Bedeutung zu wie den Befreiungskriegen. Die Anschaffung der Tafeln wurde vom Kaiser am 2. September 1873 angeordnet. Auf manchen dieser Tafeln wurden nachträglich auch die Namen der Gefallenen des Schleswig-Holsteinischen Krieges von 1848 bis 1851, des Deutsch-Dänischen Krieges von 1864 und des Deutsch-Österreichischen Krieges von 1866 verzeichnet. Bei der Gestaltung griff man gern das Vorbild der Denkmäler für die Befreiungskriege auf, die bei der Gelegenheit oft repariert und farbig neu gefasst wurden. Die meisten Tafeln bestanden wohl aus Holz. Es wurden aber auch neue Formen entwickelt und andere Materialien verwendet.

So findet sich in der Dorfkirche Hakenberg ein Denkmal in Form des Eisernen Kreuzes aus Gusseisen. Hier ist auch ein Medaillenkasten aus dieser Zeit erhalten geblieben.

Die Weltkriege 1914-18 und 1939-45

Die Niederlage im Ersten Weltkrieg führte 1918 zum Ende des Deutschen Kaiserreichs unter Wilhelm II. Millionen von Soldaten hatten ihr Leben verloren. In den Jahren nach der nationalen Katastrophe entstanden in sehr vielen Orten – größtenteils vor den Kirchen – martialische Kriegerdenkmäler, die in aufwändigen Feiern eingeweiht wurden. Die Namen der Gefallenen wurden meist auf Tafeln verzeichnet, die wiederum in den Kirchen ihren Platz fanden. Dazu reichte eine Tafel oft nicht mehr aus. Die endlose Zahl der Namen löst beim Betrachter noch heute ein Gefühl der Beklemmung und Erschütterung aus. Bei der Gestaltung der Gedächtnismale waren teilweise noch immer die Tafeln der Befreiungskriege vorbildlich. Wieder dominieren offenbar Holztafeln. Es finden sich aber auch Gedächtnismale in Form von Wandmalereien oder farbigen Fenstern. In der Kirche von Klein-Glienicke (Stadt Potsdam) hängt noch heute ein Kronleuchter, an dem einst die Namensschilder der Gefallenen angebracht waren. Offenbar war es auch noch immer verbreitet, die Kriegsmedaillen in der Kirche auszustellen. Ein interessantes Kapitel kollektiven Kriegergedenkens in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg ist die Umgestaltung der Turmhallen vieler Kirchen zu Kriegergedenkhallen wie in der Dorfkirche Fahrland (Stadt Potsdam) von 1929 bis 1931.

Anzeige

Dorfkirche Marquardt (Potsdam, Kriegergedächtnistafel für die Befreiungskriege 1813-15, Foto: Sylvia Müller

Dorfkirche Bornim (Potsdam), Kriegergedächtnistafeln für die beiden Weltkriege, Foto: Sylvia Müller

Auch für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges wurden in einigen Kirchen kollektive Gedächtnismale angebracht. Sie kommen aber deutlich seltener vor. Die Namen der zahllosen Gefallenen werden oft nicht mehr aufgeführt.

Individuelle Kriegergedächtnismale

Neben den von den Gemeinden angeschafften kollektiven Kriegergedächtnismalen finden sich in den Kirchen auch privat gestiftete. Wie es scheint, war das individuelle Kriegergedenken nur im Rahmen des Totenkronenbrauchs erlaubt. Bis zum Ersten Weltkrieg und teilweise auch bis zum Zweiten Weltkrieg stand es weitgehend nur den ledig gefallenen oder beim Militärdienst umgekommenen Soldaten zu. Als Typen von Gedächtnismalen findet man denn vornehmlich auch Totenkronenbretter, Totenkronenkästen und Totenkranzrahmen.

In diesen Zusammenhang gehört wahrscheinlich schon die in der Dorfkirche Gröben (Landkreis Teltow-Fläming) hängende Tafel für den am 15. Juli 1686 vor der Feste Ofen in Ungarn mit 21 Jahren gefallenen Gustav Albert von Schlabrendorff. Unter der Darstellung der Festung gibt der Widmungstext ausführlich Auskunft über den Heldentod des Gefallenen.

Seit 1813 begegnen uns dann wohl nicht zufällig auch für die in Kriegen oder beim Militärdienst gestorbenen ledigen Söhne der einfachen Bevölkerung persönliche Gedächtnismale. Ihr Soldatentod wird ausdrücklich in den Widmungsinschriften erwähnt, während die Todesursache bei den anderen ledig Verstorbenen nicht aufgeführt wird. Das Gedächtnismal wurde demnach vorrangig als Ehrung für den Soldaten betrachtet.

Als Relikt des Totenkronenbrauchs hielt sich die private Kriegerehrung besonders lange in der Niederlausitz. In der Dorfkirche Horno werden fünf Kranzrahmen und acht sogenannte Ruhekissen für im Ersten Weltkrieg Gefallene ausgestellt, die typologisch ebenfalls zu den Denkmälern des Totenkronenbrauchs zählen. Diese Gedächtnismale sind nun auch schon Verheirateten gewidmet. In Burg (Landkreis Spree-Neiße) stiftete man den ledig Gefallenen des Zweiten Weltkrieges noch das „Ruhekissen" mit einer Totenkrone. Es lag während des Gedenkgottesdienstes auf dem Altar und wurde anschließend ins Haus der Eltern gebracht, die es als Zimmerdenkmal aufbewahrten. Auch im Südanbau der Dorfkirche Menkin (Landkreis Uckermark) hängen noch Konsolbretter für (ledig?) Gefallene des Zweiten Weltkrieges. In Ahrensdorf (Landkreis Teltow-Fläming) scheint man mit Gedenkblättern unter Glas für ledig Gefallene des Ersten Weltkrieges eine weitere Form von Gedächtnismalen entwickelt zu haben. Vermutlich lassen sich noch andere Typen entdecken. Die kollektiven und individuellen Kriegergedächtnismale sind vielschichtige, bislang noch nicht ausreichend erforschte Denkmäler der öffentlichen und privaten Heldenverehrung, aber auch der Totenklage und des Totengedenkens im Raum der christlichen Kirche. Man darf sie nicht einseitig und undifferenziert als Kriegsverherrlichung bewerten. Sie legen unter anderem auch Zeugnis ab von dem Versuch, den Tod unzähliger Söhne, Ehemänner und Väter in der gemeinschaftlichen Ehrung, Trauer und Erinnerung zu bewältigen. Jeder Name bedeutet ein zu früh und oft qualvoll zu Ende gegangenes Leben. Er bedeutet auch unvorstellbares Leid für die Angehörigen. Für Frauen, die ihre Kinder nun allein aufziehen, für Kinder, die ohne Vater aufwachsen, für Eltern, die ihre Hoffnungen, im Alter versorgt zu werden, begraben mussten. Für uns fungieren die Kriegergedächtnismale heute eher als Mahnmale im Sinne von „Nie wieder Krieg!". Sie provozieren gerade wegen ihrer polarisierenden Wirkung zum Nachdenken über Geschichte. Und sie geben Anstöße zur Auseinandersetzung mit der Gegenwart. Denn sterben nicht auch heute wieder deutsche Soldaten in Afghanistan und auf anderen Kriegsschauplätzen in der Welt?

Dorfkirche Horno (Spree-Neiße), Kranzrahmen und Ruhekissen für Gefallene des 1. Weltkrieges, Foto: Hans Ludwig

Erika Grünewald

Die fantasievolle Welt der Heiliggrabkapelle zu Heiligengrabe

Erika Grünewald ist Kunsthistorikerin und freiberuflich als Kirchenpädagogin und Ausbilderin von Kirchenführern tätig.

Kurfürst Joachim II führt die Reformation ein, Fotos: Erika Grünewald

Die Malereien der Heiliggrabkapelle des Evangelischen Klosterstifts Heiligengrabe fesseln das Auge, verschlingen sich doch in ihnen fantastische Tiere und wandelndes Blattwerk. Die Kapelle selbst wurde 1512 eingeweiht, die Ausmalung im Rahmen einer Renovierung 1903/04 von Otto Berg ausgeführt. Ein kleinteiliges, auf zierlichen Konsolen ruhendes Sterngewölbe gliedert die Backsteinkapelle in vier Joche mit wandhohen Spitzbogennischen. Die Malereien bedecken das Gewölbe und die Stirnwände sowie einen breiten Streifen unterhalb und zwischen den Fenstern und den nach innen gezogenen Wandstützen. Nach unten schließen sie mit einem flachen Backsteingesims ab, unter dem ein ebenfalls gemalter Fries mit den Namen, Amtszeiten und Wappen der Äbtissinnen verläuft.

Die Ausmalung erscheint zunächst nur „neugotisch“, ordnet sich jedoch bei genauer Betrachtung drei Inhalten zu: der politischen Theologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der Jungfrau Maria und der Passion Christi. Der politische Gehalt beschränkt sich auf die großfigürlichen Darstellungen und die gemalten Wandteppiche. Ranken und Blattwerk greifen die beiden großen theologischen Themen auf – durch die Betonung Marias ein ungewöhnliches Programm für ein evangelisches Damenstift.

Das Neuluthertum des ausgehenden 19. Jahrhunderts – eine religiöse Erneuerung, die eine tiefe Spiritualität und die Wertstellung des Abendmahls hervorhob – unterstrich zugleich die Funktion der Kirche als behütender Hirte. Diese Erweckungsbewegung schuf kleine Nischen, in denen eine religiöse, meist lutherische Spiritualität trotz wachsender Kluft zu den Massen der Kirchenfernen einerseits und zu den Gebildeten andererseits weiterleben konnte. Der scheinbare Widerspruch zwischen dem Neuluthertum und der unierten Kirche Preußens löst sich durch die persönliche Nähe zur pietistisch geprägten Erweckungstheologie sowohl König Friedrich Wilhelms IV. als auch der Äbtissin Luise von Schierstedt, die

Symbolische Verweise auf Abendmahl und Passion

der König 1843 gegen den Widerstand der Konventualinnen in Heiligengrabe einsetzte. In Heiligengrabe sollten Monarchietreue und religiöse Bildung den aufklärerischen Bestrebungen der Zeit entgegenwirken.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts fielen die neulutherische Auffassung und die Renovierung der Heiliggrabkapelle mit einer generellen Verdrängung von Lutherdarstellungen zugunsten von Persönlichkeiten aus dem Hause Hohenzollern zusammen. Das Bild Luthers war durch die Kontroverse zwischen liberalen und konservativen Kirchenpolitikern, die sich jeweils als seine Erben auffassten, verschwommen geworden. Für Kontinuität im Glauben schaute man nun auf das Haus Hohenzollern als kirchlichen Hirten.

Zeugnisse dieser politisierten Theologie finden sich in zwei Fresken an der Ostwand, zu beiden Seiten des hohen Fensters. Eine neugotische Bildsprache, sichtbar bereits durch die Aufteilung in zwei Positionen links und rechts des schreinartigen Fensters, wird angestrebt und verkörpert die politische Ikonographie um 1900: Links ist die vorreformatorische Gründung des Klosters im Jahr 1288, rechts die Einführung der Reformation durch Kurfürst Joachim II. im Jahr 1548 dargestellt. In der Gotik gehörte die linke (nördliche) Seite dem Alten Gesetz oder dem Tod, die rechte (südliche) dem Neuen Gesetz, der Zeit nach Christi Geburt. In Heiligengrabe beziehen sich die beiden Zuordnungen nunmehr nicht auf das Alte und Neue Testament, sondern auf die Zeit vor und nach der Reformation. Das Alte Gesetz (Katholizismus) nimmt die Stelle der Nordseite, des Todes ein. Das Neue Gesetz jedoch wird nicht durch Luther verkörpert, sondern durch Kurfürst Joachim II., der als Heiliger dargestellt ist.

In der großflächigen Darstellung nimmt der Fürst Eid und Huldigung der Äbtissin entgegen. Seine frontale Erscheinung, eine im Mittelalter Gott und den Heiligen vorbehaltene, ikonenhafte Haltung, weist dem Fürsten übermenschliche Merkmale zu, von einer Handgestik unterstrichen, die aus byzantinischen Christus-Bildern vertraut ist. Die Hand des Fürsten zeigt auf den mutmaßlichen Baumeister, aber sie richtet sich zugleich über die Portalgewandung hinaus durch das Tor zum blauen Hintergrund. Der durch diese Öffnung gestattete Blick auf den Himmel war im Spätmittelalter ein beliebtes Gleichnis für das Himmlische Jerusalem. Durch diese Mittlerfunktion eines sonst in der evangelischen Theologie abgelehnten Heiligen wird Kurfürst Joachim II. als Garant einer sich in göttlicher Ordnung offenbarenden evangelischen Kirche inszeniert. Die Funktion des Kurfürsten überträgt sich auf seinen herrschenden Nachfahren, Kaiser Wilhelm II., der mit seiner Frau der Einweihung der renovierten Kapelle beiwohnte. Und der Heiligenvergleich geht noch weiter. Links und rechts des Fensters besetzen die dargestellten Figuren den Raum mittelalterlicher Heiliger, sie sind ähnlich diesen durch gemalte Nischen akzentuiert.

Die Darstellung verliert nie ihren Bezug zur irdischen Bauaktivität, erst der zweite Blick enthüllt ihren theologischen Anspruch. Untersuchungswürdig wäre allerdings ein Vergleich der dargestellten Gesichter der am Klosterbau Tätigen – Handwerker, Baumeister und Architekt – mit Portraits der für die Renovierung verantwortlichen Künstler Otto Berg (Ausmalung), August Oetken (Entwürfe) sowie Johannes Otzen (Mobiliar und Gesamtleitung). Die ausdrucksvollen Mienen dieser drei Männer setzen sich von den Nonnen und dem Bischof, alle strichartig gezeichnet, so ab, dass man hier an Portraits glauben mag.

Mit Bezug auf das neulutherische Primat des Abendmahls und das dies begründende Opfer Christi sind gleich zwei gemalte Paneele bedeutsam. Deutlich heben sich Sakramentssymbole von den sie umgebenden Wandteppichen ab. Zwischen gemalten Säulen laben sich zwei Adler am

Höllenhund mit Marienranken

Basilisk inmitten Mohn- und Eichenlaubes

Jungborn des emporquellenden Sakraments, dargestellt durch Weinreben und Weizenähren. Ein zweites, gleichrangiges Bild symbolisiert das Opfer Christi. Dort erheben sich drei Passionsblüten über zwei Vögeln, die im Schnabel eine Kugel – Perfektion und Unendlichkeit – zwischen sich halten. Die Frucht der Passion steigt zur Unterwelt hinab, wo nach mittelalterlich byzantischem Brauch Hades durch das Opfer Christi gefesselt wurde.

Das Blau im Hintergrund verleiht beiden Motiven einen himmlischen Bezug. Waagerecht gelesen stehen die Ähren, Passionsblüten und Sterne auf gleicher Höhe. Das Opfer Christi erfüllt die Verheißung der Geburt.

Neben den Sakraments- und Passionspaneelen hängen dekorative, lebensgrüne Wandteppiche. Das wiederholte Kreuz, jeweils ein Kreis um vier Gewürznelken, im Volksmund „Nägele“, verdeutlicht das Passionswerkzeug, den Kreuzesnagel. Der sie umschließende Kreis wird zum Heiligenschein. Das Nägele wiederholt sich auf dem Sakramentspaneel: aus ihm erwachsen Wein und Ähre, in der Passion fußt das Abendmahl.

Das Rankengeflecht um die Fenster bezieht sich sowohl auf Maria als auch auf die Passion. Maria, eine für die evangelische Kirche des späten 19. Jahrhunderts ausgesprochen problematische Figur, wurde mit großer Wahrscheinlichkeit wegen ihrer Darstellung auf zwei der bauzeitlichen Schlusssteine auserwählt. Bekräftigt wird diese Annahme durch das Übernehmen auch anderer Schlusssteinmotive in die Ausmalung. Sowohl die Gewölbekappen mit zierlichen Efeuranken, als auch Zierbänder entlang mehrerer Rippen finden so ihre Vorbilder.

Die Wein- und Passionsfruchtblätter tauchen im Rankengeflecht wieder auf. Erstere weisen auf die Auferste-

Ausgewählte Veranstaltungen im Gebiet der Luckauer Niederlausitz

Samstag, 9. Mai um 14 Uhr – Dorfkirche Rietzneuendorf (Treffpunkt)
Exkursion mit eigenem PKW zu den Kirchen in Golßen und Mahlsdorf sowie zum historischen Friedhof in Altgolßen

Sonntag, 14. Juni um 17 Uhr – Dorfkirche Riedebeck
„Kommt Ihr G'spielen...“ Musik aus Mittelalter, Renaissance, Barock und Folkmusic für Schäferpfeife, Gemshorn, Gaita, Highland Bagpipe, Hümmelchen, Blockflöten, Fagott, Trommel und Orgel
Gruppe „Allerley Pfeiffen“ (Berlin) mit Maria Scharwieß, Heidi Frielinghaus und Harald Berghausen

Samstag, 25. Juli um 11.10 Uhr – Bahnhof Walddrehna (Treffpunkt)
Geführte Kirchenradtour (ca. 18 km)
Mit Kirchenführungen, Mittagessen und Kaffeeangebot. Anmeldung notwendig!

Samstag, 25. Juli um 17 Uhr – Dorfkirche Langengrassau
Orgelkonzert der Reihe „Mixtur im Bass“
Jaroslav Tuma (Prag) an der Kayser-Orgel von 1820
Bereits um 16 Uhr findet eine Kirchen- und Orgelführung statt.

Sonntag, 6. September um 17 Uhr – Dorfkirche Uckro
„Der Bär“ Komödie in einem Akt von Anton Tschechow
Theater in der Kirche e.V.

Samstag, 12. September um 19.30 Uhr – Stadtkirche St. Nikolai Luckau
Nacht der Chöre (im Rahmen der 5. Luckauer Keller- und Kirchennacht)
Kammerchor Cantemus Luckau, Gospelchor Lübben, Kirchenchöre Schönwalde, Lübbenau u.a.

Sonntag, 13. September um 17 Uhr – Dorfkirche Langengrassau
Die Musik der deutschen „Zigeuner“
Sinti Swing Berlin (Janko Launberger, Sologitarre – Bernd Huber, Violine – Fredi und Wilfried Ansin, Rhythmusgitarren – Hans Lauenberger, Bass, Gitarre, Gesang)

Freitag, 18. September und Samstag, 19. September, jeweils ab 10 Uhr – Klostersaal der Kulturkirche Luckau
„Klöster in der Lausitz“ Öffentliches Symposium, Vorträge zu Architektur, Kunst und Geschichte (Von Oybin über Dobrilug bis Neuzelle) Informationen unter www.kirchen-luckauer-niederlausitz.de

Symposium und Exkursionen sind Veranstaltungen des Förderkreises Alte Kirchen der Luckauer Niederlausitz e.V.. Die Konzertreihe wird durch den Verein organisiert und koordiniert.

Das komplette Jahresprogramm und weitere Informationen zur Arbeit des Vereins finden Sie im Internet unter: www.kirchen-luckauer-niederlausitz.de. **Kontakt**: Annegret Gehrmann, Tel. (03 54 54) 3 93, E-Mail: info@kirchen-luckauer-niederlausitz.de

Die Veranstaltungen in Langengrassau am 25. Juli und am 13. September werden gefördert im Rahmen des Projektes "Kunst und Kultur in brandenburgischen Dorfkirchen" des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V. aus dem Fonds Neue Länder der Kulturstiftung des Bundes.

Basilisk inmitten Efeu-, Wein- und Mohnlaubes in Wienhausen (aus: Borrmann 1897), Archiv Grünewald

hung hin, letztere auf die Passion Christi. Kleinere Blätter mit weißem Hof sind Efeublätter, Symbol der Dreieinigkeit. Vielfältige längliche Blätter, die sich sowohl dem Mohn (schlafbringend) als auch der Eiche (Todessymbol) zuordnen lassen, vertiefen das Thema eines Grabes. Unverkennbar der Maria zuzuordnen sind die vielfältigen Rosendarstellungen sowie die stilisierten Lilien, die ebenfalls im Typus eines Wandteppichs aufgegriffen werden. Aus den Giebeln, die mit abgewandelten Akanthusblättern verziert sind, wachsen ebenfalls Rosen. Dazwischen finden sich Granatäpfel – ein mittelalterliches Motiv, das im 19. Jahrhundert wiederentdeckt wurde. Es weist sowohl auf die zahlreichen Tugenden Marias als auch auf die Passion Christi hin. Ein weiterer Teppich mit Granatapfelblüten variiert das Thema. Die bis zur Abstraktion reduzierte Form der Frucht ist das Ergebnis von Schablonenmalerei, die Schattierungen ausmerzt.

Besonders reizvoll sind die phantasievollen Vogel- und Ungeheuerdarstellungen. Als farb- und symbolgetreue Kopie gotischer Malerei gegen Ende des 19. Jahrhunderts greifen auch sie mittelalterliche Motive auf. Ein Hahn symbolisiert die Auferstehung Christi und den Sieg über die Dunkelheit, die tageslichtscheue Eule versinnbildlicht Sündhaftigkeit und das Abwenden von Gott; folglich sitzt sie auf der Westwand, abgewandt vom Altar. Der Greif, kombiniert aus Löwenrumpf sowie Adlerkopf und -flügel, symbolisiert Weisheit und Wachsamkeit. Zwischen ihnen ringelt sich ein Basilisk, Missgeburt aus einem dotterlosen Hahnenei, zusammengesetzt aus Eidechse und Schlange. Der Atem dieses Basilisken, des giftigsten aller Tiere brachte der Vorstellung nach den Tod.

Der gleichzeitige Gebrauch von positiv und negativ konnotierten Symbolen war im Mittelalter durchaus üblich und wird hier, zu Beginn des 20. Jahrhunderts rezipiert. So steht am höchsten Punkt über dem Ostfenster ein hundeähnlicher Kopf, dessen Mimik eindeutig negativ besetzt ist. Die Rosenranke im Maul weist auf die stete Bedrohung des Heils durch Sündhaftigkeit und böse Kräfte hin.

Dem Eingang gegenüber bezeugen musizierende Engel die evangelische Hinwendung zur Musik. Ihre mit Pfauenaugen übersäten Flügel verdeutlichen die Allgegenwart Gottes. Zwischen ihren Füßen blühen Primeln (Symbol für Erneuerung, Tod und Wiedergeburt, aber auch für Maria als Himmelsschlüssel) und Erdbeeren (Christi Blut und Marias Jungfräulichkeit). Die Erdbeere ist auch das Attribut des Hl. Robert von Molesme, Gründer des Zisterzienserordens, dem das Kloster Heiligengrabe ursprünglich angehörte. Im Ostjoch, über dem Altar, zieren Kornblumen, die Lieblingsblumen Wilhelms II., das Gewölbe. Mit ihrer strahlendblauen Farbe beziehen sie sich nicht nur auf Maria und Christus, sondern auch auf das Haus Hohenzollern.

Vorbilder für die Ranken- und Fabeltierbilder in der Heiliggrabkapelle bot das Kloster gleichen Ordens im niedersächsischen Wienhausen. Besonders das Musterbuch von Richard Borrmann, Aufnahmen mittelalterlicher Wand- und Deckenmalereien in Deutschland (1897), verbreitete die Motive. Auch das Konzept der Gesamtausmalung der Heiligengraber Kapelle dürfte in Wienhausen sein mittelalterliches Vorbild haben.

Anzeige

Bernd Janowski

Wir haben hier keine bleibende Stadt

Die Kirche von Neu-Horno

Bernd Janowski, Fotograf, ist Geschäftsführer des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg e.V.

Kirche in Horno (Landkreis Spree-Neiße), Foto: Bernd Janowski

Auf den ersten Blick erscheint Neu-Horno wie ein ganz normales Dorf. Auf dem Anger die Kirche, ein kleiner Dorfteich, gegenüber die Kneipe. Beim genaueren Hinschauen bemerkt man, dass hier alles neu ist: Die schmucken Häuser, das Gerätehaus der Freiwilligen Feuerwehr, der erst vor wenigen Jahren künstlich angelegte Teich und auch die Gaststätte „Hornoer Krug“, die „gutbürgerliche Küche mit einem Hauch internationaler Gaumenfreude“ anbietet. Selbst die Kirche ist, bis auf die barocke Turmhaube, ein Neubau. Ein Dorf aus der Retorte. Trotzdem wirkt es hier nicht ungemütlich. Die Vorgärten sind gepflegt. Kinder radeln auf den asphaltierten Gehwegen.

Bis vor wenigen Jahren lag das Dorf Horno, sorbisch Rogow, etwa zehn Kilometer weiter nördlich. Doch dann kamen die Bagger. Der Ort musste dem Braunkohlentagebau Jänschwalde weichen. Bereits 1977 war Horno durch einen Beschluss des Bezirkstages Cottbus zur Devastierung vorgesehen worden. Doch erst nach der Wende wurde es wirklich ernst. Zwischen 1993 und 2000 klagten sich die Hornoer durch alle deutschen Gerichtswege, bis hin zum Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. Sie unterlagen in sämtlichen Instanzen. „Ein Dorf fährt in die Grube“ titelte damals DIE ZEIT.

Wo noch vor wenigen Jahren das Jahrhunderte alte Dorf lag, ist heute eine Kraterlandschaft. Die meisten der etwa sechzig Familien zogen nach Neu-Horno, einen frisch errichteten Stadtteil von Forst.

Pfarrerin Dagmar Wellenbrinck kam 1994 nach Horno. Zuvor war sie Seelsorgerin an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin. Die Pfarrstelle in dem Lausitzdorf sah Pfarrerin Wellenbrinck als Herausforderung und als ihren Beitrag zum „konziliaren Prozess“. Für Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung wollte sie eintreten. Die erste Erfahrung, die sie hier machte, war: „Die Hornoer leben noch im Einklang mit der Natur.“ Und genau dieser Einklang sollte zerstört werden. Aus Berlin brachte die Pfarrerin drei Handicaps mit: Sie war eine Frau, sie kam aus der Großstadt und noch dazu aus dem Westen. Trotzdem fassten die Hornoer, Christen wie Nichtchristen, schnell Vertrauen zu ihr. Frau Wellenbrinck fand in dem Dorf nicht nur ihren Arbeitsplatz,

Anzeige

Referenzobjekt Dorfkirche Gortz, Potsdam-Mittelmark

Gottschalk Baudenkmalpflege GmbH

April 2005 seit 15 Jahren auf dem Markt

Lehmbau
Gewölbebau
Stuckarbeiten
Fachwerksanierung

RESTAURATOR IM HANDWERK

KG Bau

Bundespreis für Handwerk in der Denkmalpflege 2002

Ahornweg 7 · 14662 Friesack/Mark
Telefon: 03 32 35/15 59 · Fax: 03 32 35/2 19 95
www.BaudenkmalpflegeGmbH.de · E-Mail: KGBaudenkmalpfl@aol.com

Kirche Horno, Apsis und Altar, Foto: BerlinMedia Gesellschaft für Kommunikation mbH

sondern auch eine neue Heimat. Gemeinsam mit Bürgermeister Bernd Siegert organisierte sie den Widerstand gegen den drohenden Abbruch des Dorfes. Und nachdem die letzte Hoffnung aufgegeben werden musste, kümmerten beide sich um den geordneten Umzug.

Von Anfang an stand fest: Gemeinsam mit den Einwohnern sollte auch das Kirchengebäude umziehen. Eine geplante originalgetreue Umsetzung des Bauwerkes wurde jedoch schnell wieder verworfen. Die Gemeinde brauchte die Kirche im alten Dorf bis zum letzten Tag. In der neuen Siedlung wiederum sollte ihnen sofort wieder ein Raum für die Gottesdienste zur Verfügung stehen. So wurde ein Neubau geplant, der in den Außenmaßen mit der alten Kirche identisch ist. Der Turm ist ein Kopiebau, die Turmhaube wurde restauriert und mitgenommen. „Silhouette als Heimat" nennt die Pfarrerin das.

Rund um die Kirche entstand das neue Dorf. Es wurde darauf geachtet, dass eine geschlossene Bebauung entsteht, die sich der Landschaft anpasst. Trotz der hohen Abfindungen, die der schwedische Konzern Vattenfall zahlen musste, wurden keine Protzbauten in den märkischen Sand gesetzt. Gehörten im alten Horno etwa fünfzig Prozent der Einwohner zur evangelischen Kirchengemeinde, sind es in der neu entstandenen Siedlung etwa sechzig Prozent, was für das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der Gemeinde spricht.

Am 29. November 2004 wurde die über 500 Jahre alte Feldsteinkirche von Horno im Auftrag von Vattenfall gesprengt. Der erste Gottesdienst in der Kirche von Neu-Horno konnte nur wenige Wochen später, am zweiten Weihnachtsfeiertag, gefeiert werden. Die Predigt zur Einweihung hielt Landesbischof Dr. Wolfgang Huber über Worte aus dem Brief des Paulus an die Hebräer: „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir." Bischof Huber sprach von Vergänglichkeit, aber auch von Hoffnung und Versöhnung. Am Schluss der Predigt sagte er: „So ist es nicht nur dieses oder jenes Ausstattungsstück allein, es ist vor allem das Wort Gottes selbst, das mitgewandert ist von der alten Hornoer Kirche in dieses neu errichtete Gotteshaus."

Wenn Pfarrerin Dagmar Wellenbrinck über die Bauarbeiten an der neuen Kirche und speziell über die Neugestaltung des Innenraumes spricht, lobt sie die sensible Begleitung durch das Kirchliche Bauamt. Ursprünglich war vorgesehen, den schlichten hölzernen Kanzelaltar einfach wieder aufzustellen. Als Gegenargument wurde ihr gesagt: „Habt doch Mut zur Zukunft. Macht euch klar, es ist nicht mehr eure alte Kirche. Baut so, dass die Hoffnung ein integraler Bestandteil des neuen Kirchengebäudes ist." Die jetzige Gestaltung des Altarraumes entstand schließlich im Laufe unzähliger intensiver Gespräche zwischen den beteiligten Künstlern, Architekten und Dienststellen auf der einen und der Kirchengemeinde auf der anderen Seite. Das Ergebnis beeindruckt in seiner Symbolhaftigkeit und der feinfühligen Umsetzung.

Die Idee des gläsernen Altarraumes stammt vom Architekten Thomas Woskowski aus Cottbus. Umgesetzt wurde sie von dem Glaskünstler Helge Warme, der die 45 Quadratmeter große Fläche als Glasmalerei gestaltete, die einen weit geöffneten Himmel assoziiert. Auch der Altar stammt von Helge Warme, geschaffen in Zusammenarbeit mit der Berliner Glaswerkstatt Andreas Walter. Den Altartisch bildet ein gläserner Kubus, der mit Heimaterde aus dem inzwischen abgebaggerten Hornoer Berg stammt. In ihrer Schichtung erinnern die verschiedenfarbigen Sande, Kiese und Lehme an die morbide Ästhetik einer Tagebaulandschaft. Der spätbarocke Kanzelaltar aus der alten Kirche wurde von dem Restaurator Ulrich Kobelius aufgearbeitet. Dabei wurde die Kanzel entfernt und

die Säulen und schlanken Akanthuswangen des Aufsatzes dienen nun als feierlicher Rahmen für das Altarbild. Helge Warme gestaltete es als mehrschichtiges Glasmosaik, das großflächig mit Lüstergold belegt ist. Bezugnehmend auf das 21. Kapitel der Offenbarung des Johannes zeigt die Abbildung den Grundriss des Himmlische Jerusalem, der „neuen Stadt“, die gleichsam auf die Hornoer Erde niederschwebt. Interessant ist die unterschiedliche Wirkung bei Tageslicht und nächtlicher Beleuchtung. „Das Mosaik ist teilweise transparent und strahlt durch das Gegenlicht, zum anderen ist es als Relief mit Gold belegt und reflektiert lebendig die Lichter im Raum.“ erklärt Helge Warme.

Im Dachgeschoss der Kirche in Neu-Horno entstand ein Informations- und Begegnungszentrum. Eigentlich wollte die Landeskirche hier gar keinen Kirchenneubau, schließlich ist die Kirche im benachbarten Eulo in Sichtweite. Erst die Idee dieses Zentrums bewog das Konsistorium dazu, den Bau zu befürworten und sich sogar an der Finanzierung zu beteiligen. Eine umfängliche Ausstellung dokumentiert das bergbaubedingte Siedlungsgeschehen in der Niederlausitz zwischen 1924 – damals erfolgte die erste umfassende Ortsumlagerung – und heute. Dargestellt ist diese Entwicklung hauptsächlich anhand des Schicksals der abgebrochenen Kirchen und ihrer Gemeinden. Die Modelltischlerei der Universität Cottbus schuf Holzmodelle der insgesamt 27 Gotteshäuser, die den Baggern und Förderbrücken zum Opfer fielen. Umfangreiche Materialien zur Bau- und Kunstgeschichte sowie zum Verbleib der Ausstattungsstücke wurden zusammengestellt. Erstmalig wird derart umfassend über die ungeheuren Verluste informiert.

Blick in die Ausstellung mit Modellen devastierter Kirchen, Foto: Bernd Janowski

Bis heute mussten 136 Orte ganz oder teilweise verschwinden, weil unter ihnen Kohle gefunden wurde. 25.000 Menschen wurden umgesiedelt. Auch ihr Schicksal wird im Rahmen der Präsentation in der Hornoer Kirche anhand von Dokumenten, Kurzinterviews und Filmen vorgestellt. Hingewiesen wird auch auf die Siedlungen, die aktuell von der Devastierung bedroht sind. Nach Horno sollte Schluss sein mit der großflächigen Umsiedlung von Dörfern, versprach die brandenburgische Landesregierung. Im vergangenen Jahr jedoch wurden Pläne für einen erneuten Ausbau der Braunkohleförderung bekannt, dem weitere Orte zum Opfer fallen würden.

Pfarrerin Dagmar Wellenbrinck ist inzwischen in den Ruhestand getreten. Kurz hat sie überlegt, ob sie zurück nach Berlin geht. Sie hat sich dann entschieden, vorerst zu bleiben und engagiert sich weiterhin kirchlich und kommunal. Sie hat das Gefühl, im neuen Horno noch gebraucht zu werden.

Das Kirchliche Informations- und Begegnungszentrum Horno mit der Ausstellung „Verlorene Heimat. Der Bergbau und seine Auswirkungen auf Kirchen und Kirchengemeinden der Ober-und Niederlausitz“ ist jeweils Sonntags von 14 bis 17 Uhr geöffnet, darüber hinaus nach telefonischer Anmeldung unter 03562-690888 oder 03562-694836.

Benefizkonzert in Breddin (Landkreis Prignitz)

am Samstag, 9. Mai 2009 um 17 Uhr mit der Akademie für Alte Musik Berlin

Ludwig van Beethoven:
Septett für Klarinette, Horn, Fagott, Violine, Viola, Viloncello und Kontrabass Es-Dur op. 20 op. 96

Antonin Rejcha:
Oktett für Oboe, Klarinette, Horn, Fagott und Streichquartett Es-Dur

---

Der Erlös des Konzertes ist bestimmt für die Restaurierung der historischen Gesell-Orgel in der Breddiner Dofkirche.
Die Freunde der Akademie für Alte Musik Berlin e.V. bieten eine Busfahrt zum Konzert ab Berlin an (mit Kirchenführung, Konzerteinführung und Essen im Restaurant).
Informationen über Ursula Uhlig, Tel.: 030-6568223; E-Mail: uhlig@akamusfreunde.de